

WORT



Wir erinnern an
Alphons Hämmerle

Die Sprache ist wie
eine Skulptur
Marianne Rudolf

Widerspruch im Kopf
Gion Jörg

Interview mit
Erika Brändli

Literaturfreunde und Autoren
treffen sich!

Einladung zum Sommer-Stammtisch

Mittwoch, 5. Juni 2013
und 3. Juli 2013 ab 19.30 Uhr
im Restaurant Moléson,
Grüngasse 7, 8004 Zürich





©Foto Martina Leu

Editorial

Das erste Heft von 2013 liegt vor. Mit dem Porträt der ZSV-Legende Alphons Hämmerle beginnen wir eine neue Rubrik mit dem Titel "Wir erinnern an".

Eine literarische Erweiterung unserer Zeitschrift bietet die an der GV beschlossene Seite "Das aktuelle Gedicht", die ab der Sommer-Ausgabe erscheinen wird.

Im Zentrum dieses Heftes folgen wir den Sprachspuren unserer Lektorin Marianne Rudolf durch Fremdenverkehr, Film und Kunst.

Besondere Aufmerksamkeit verdient das Interview mit Erika Brändli. Sie ist seit vielen Jahrzehnten ZSV-Mitglied und war uns oft behilflich bei Nachforschungen in unserem Verband.

Einen inspirativen Frühling wünscht Ihnen

Al'Leu

In diesem Heft

Wir erinnern an Alphons Hämmerle	3
Marianne Rudolf: Die Sprache ist wie eine Skulptur	11
Das aktuelle Interview mit Erika Brändli	26
Zum Gedenken an Willi Weiss	31
In memoriam Radka Donnell	32
Herzlich willkommen	33
Augenweide - Buchliebe	34
Dramatisches in der unbekanntenen Seelenwelt	36
Wenn die Lüge Alltag wird	39
Der Vorstand gratuliert	41
Spuren eines guten Lebens	42
Galerie der Sonderlinge	45
Widerspruch im Kopf	47

Wort Zeitschrift für das aktuelle Literaturschaffen im ZSV

Herausgeber: Verlag ZSV,
Zürcher Schriftsteller und Schriftstellerinnen Verband
Verband Ostschweizer Autorinnen und Autoren
Blumenfeldstrasse 11, 8046 Zürich, Telefon 044 312 15 52
E-Mail: zsv@bluewin.ch, www.zsv-online.ch

Ausgabe Nr. 37, 2013
ISSN: 2235-2309 © 2013 by Verlag ZSV, Zürich
WORT erscheint 3 x jährlich.
Redaktionsschluss für Nr. 38: 21. Juni 2013

Abonnement Schweiz: CHF 25.-- Abonnement Europa: CHF 40.--
Einzelheft: CHF 7.--

Umschlaggestaltung: Res Perrot, Zürich. Foto: Marianne Rudolf
Redaktion: Brigitte Müller, Al'Leu, Martina Leu (Fotoarbeiten)
Ständige Mitarbeit: K. Redmann, August G. Holstein, Rolf Dörner
Internetauftritt: Anno Goldschmid, Korrekturen: Marianne Rudolf

Wir erinnern an

Alphons Hämmerle Italianità und der Traum vom Süden von August Guido Holstein

„La Vita“

„Il dottore“ oder „professore“, wie man ihn wohl in den Hotels in Italien, in denen er meist für längere Zeit mit seiner Frau Else abstieg nannte, war als Hotelierssohn unter dem Schloss Rapperswil aufgewachsen. Über seine Jugend dort schrieb er nicht viel; offensichtlich fühlte er sich in dem Milieu, das stets den Geschäftserfolg anvisierte, nicht wohl. Der Heranwachsende war anders geartet; ein anderes Erbe von den Vorfahren hatte sich bei ihm gemeldet. Er mag aber vaterbezogen gewesen sein, und damit scheint das Unglück in seinem Leben verbunden. Vater besass ein schönes Haus unter Palmen am gegenüber liegenden Ufer von Lugano, das er später so gerne übernommen hätte. Doch kam er beim Erben wohl zu kurz, der verträumte junge Mann. Das Haus in Cassarate war der Ursprung seiner starken Fixierung, gerade durch den Verlust, auf die Italianità. Vermutlich hätte er das villenartige Anwesen finanziell gar nicht halten können, denn sein Lohn als quasi Privatlehrer später, bei den Privatschulen, war sicher sehr bescheiden. In einem Erinnerungsgedicht heisst es: „Ein letztes sah ich noch – die Vase: / Es tanzten Nymphen und Faune drauf / in heiterm Reigen, bacchantisch, voll Leben. / Doch wo vor Jahren das Haus sich erhob / und königlich die Zeder stand, / herrscht Wildnis jetzt, ein grünes Grab, / wo meiner Jugend Tage / für immer versunken sind“ (1971).

Der Heranwachsende
war anders geartet; ein anderes Erbe
von den Vorfahren hatte sich
bei ihm gemeldet.

Er verdiente sich ein Zugeld durch Zeitungsartikel, etc. (Berner Tagblatt, Vaterland, Civitas, Abendland, Schweizer Rundschau, Badener Tagblatt, Aargauer Volksblatt ...). Damit verbunden begann sein Dichten; er fand die Ader seiner Poesie. Wohl ursprüng-



Alphons Hämmerle

lich durch seine Naturverbundenheit, sein Wandern und Beobachten, das Hinterfragen der Befindlichkeit. Das bescherte ihn mit einer Fülle von Zeilen und Gedichten, die er teils in der üblich-bekannteren Konvention mit den Reimen verfasste, teils in freierer und etwas modernerer Art. So schriftstellerisch tätig zu sein, gehörte zu seinem Lebenshabitus. Dabei entwickelten sich manchmal in der Fülle einzelne Perlen, meist in kürzerer Form. Das so Schreiben und Dichten hatte vermutlich sein Selbstwertgefühl, das ihn in seiner Jugend nicht verwöhnt hatte angehoben. Dabei verspürte man die Neigung, den „Dichter“ auch zu markieren und zu zelebrieren. Das gehörte zu seiner Lebensart, zu seiner Person und vielleicht auch noch allgemein in die Epoche seiner früheren Lebenszeit.

Seine Frau Else hatte er in Deutschland gefunden, eine ausgebildete Ärztin, die jedoch, ausser anfänglich als Hilfskraft in Spitälern, später durch die Ehe nicht mehr praktizierte, doch ebenso belesen war wie der Alphons. Sie bekochte ihn fein - selbstverständlich mit Produkten aus Italien und verarztete ihn. Frau Else Hämmerle-Petersen verstarb 2004. 1919 geboren, reichten die Lebensstationen unseres Autors von Rapperswil über Sarnen (Kollegi), Zürich, den Tessin, Bern, Freiburg, Bremgarten, Baden, Oberrohrdorf, wo an seinem achtundachtzigsten Geburtstag 2007 auch seine Lebensreise zu Ende ging – die Acht als ein Zeichen der Unendlichkeit. Richtig Fuss fassen konnte er mit der Bezirkslehrerprüfung für den Aargau, wo er in der Folge in Bremgarten (10 Jahre) und Baden (17 Jahre) Deutsch, Italienisch und Französisch unterrichtete und wo ihn der Schreibende kennen lernte. Man sah in ihm den Humanisten mit der grossen Allgemeinbildung, speziell Italien betreffend, auch in der Kunstgeschichte, „ein innerlich vornehmer, kritischer und doch lebensbejahender Literat“. 1984 die Pensionierung. Seine Lyrik umfasst neben den Natur-, den vielen Jahreszeiten- sowie Reisegedichten Zeitkritisches, Geschichtlich-Kulturelles und Bekenntnishafte. Typisch für ihn auch aus Inhalten des Bildungsgutes und der Geschichte, die den Liebhabern von Poesie romantisch-gefühlsbetonter Prägung eher ungewohnt erscheint. Dazu kam eine andere Lebensfixierung, der Bezug zum Christentum in der katholisch-konservativen Prägung, aber offen auch für andere Glaubensrichtungen und Religionen. Diese Fixierung funktionierte ähnlich wie die andere, nämlich durch einen drohenden Verlust, hier Glaubensverlust, durch eine Auseinandersetzung mit einem Philosophen und Universitätsprofessor aus der andern Richtung. Alphons Hämmerle klammerte sich an seine Felswand, um nicht abzustürzen in einer Lebenskrise während des Studiums. Er brauchte seinen Glauben, um das Leben ertragen zu können. „Religion ist Liebeskraft“. Sein „gelobtes Land Italien“ entsprach

diesen „Lebensdaten“. Seltsamerweise schrieb er seine Dissertation aber über den österreichischen Komödiendichter Nestroy (Diss. 1947). Humor hatte er, in seinen Gedichten jedoch eher einen Galgenhumor über die für ihn schrägen Zeiten, vermischt manchmal mit einer Dosis Bitternis, die man, wenn man will, zu den Gewürzen in seiner Poesie zählen kann. „Aussteigen / aus dieser Zeit / ein anderes Ufer gewinnen.“

Alphons Hämmerle wurde mit den Jahren ein Spezialist für italienische Kultur. In den Sommerferien weilte er ja immer unten, in den südlichen Gefilden, wo er sofort an seine Recherchierarbeit ging, in Kirchen und Museen. Da er kein Auto besass, schleppte er manchmal auf abenteuerliche Weise zum Beispiel ein typisch italienisches kleines, rundes Tischchen mit Einlegearbeiten auf dem Buckel nach Norden. „Tusculum“ nannte er seine Bleibe in Oberrohrdorf. Nein, eine Palme stand nicht im Garten. Im Haus gab es viele Bücherwände und Kästen, gefüllt mit seinen gesammelten Zeitungsartikeln und Gedichten. In seiner Bibliothek vor allem die christlichen Schriftsteller, Guardini, Reinhold Schneider, zu dessen Gesellschaft er gehörte, Paul Claudel, Gertrud von le Fort, Hugo Ball, Heinrich Federer, Werner Bergengruen, Albrecht Goes, Joseph von Eichendorff ...

„Il dottore Hämmerle“: In der Erinnerung und auf der Foto ein schalkhaftes Gesicht, mit neugierig-kritischen Augen hinter der Brille, ein schwarzes Béret, so spanisch-französisch, das Kinn mit der Hand gestützt. Von ihm eine Reihe kleinerer Bücher, hauptsächlich im Cantina-Verlag, Goldau erschienen, unter den Inner-schweizer Lyrik- und Prosatexten (ILV), die er als „Adlatus“ zusammen mit Pater Bruno Stephan Scherer redigierte und herausgab, auch bei Bläschke Darmstadt, bei der Pro Lyrica, bei Merker im Effingerhof Baden. So die Gedichtsbände „Brot, nicht Steine“, 1974 (Bläschke), „Rechenschaft“, 1982 (ISV), „Der Weg des Menschen“, 1987/8 (ILP) sowie „Nichts ist verloren“ und „Grösse und Gefährdung“, 1992 (bei Merker und Pro Lyrica). Letzteres besonders mit den Gedichten für den Tessin und von Italien, im Rückblick vor allem seine zu beachtenden Beschreibungen am Meeresstrand („Am Meer“, „Am ionischen Meer“, „Am Strand von ...“). Die Prosabücher „Dome und Zypressen“, dreizehn Miniaturen, Städte und Landschaften Italiens, 1983 (Cantina), „Berlin, Höhe und Tiefe einer Weltstadt“, ein Essay, 1988 (ILP), „Spruch und Widerspruch“, Europäische Dichtung, 1989 (ILP). Der Verfasser dieses Textes fand durch seine Tätigkeit Anschluss an den Cantina-Verlag mit dem Erstling „Wind auf Fahrt“, Lyrische Texte 1986, und bei Merker 1995 mit der Erzählung „Zirkus im Gebir-

ge“; er trat nach den Überredungskünsten der Else Hämmerle dem ZSV bei.

Seine Lyrik

Mit genauerem Blick sei mit der Lyrik begonnen. In „Brot, nicht Steine“ erfahren wir, der Tag sei im Feierabend aufgehoben, überdacht und verarbeitet. „Zeit haben heisst gesunden“. Die Musse als die Stunde der Freiheit, des Denkens und Fühlens, die „Stunde der Blume“, die aus dem „Brunnen der Stille quillt“. Und „Leben ist immer eine Suche nach besseren Zeiten“. „Immer wieder das Wort / ein Land / das lebt / frei / vom Wort bewegt / ein Vogel / der fliegt und fliegt.“ (1970)

„Augen, wie Märchen von Turkestan. / Sie sagen: Dorthin sollst du gehen. / Alles liegt daran, / die Fremde, die Ferne zu sehn.“ Aber nach Turkestan geht der Poet nicht, meist ja nach Italien, auch nach Deutschland, Frankreich. Die Gedichte über Italien sind aber nicht so zahlreich, wie man das annehmen würde ausser in „Grösse und Gefährdung“. In einem Brief schrieb er: „Der Heitersberg ist heute wieder heiter. Alassio sei auch Euch empfohlen.“ Seine Morgenröte über dem Meer von Alassio 1995 beginnt (zweispachig): „Quando / nella sua limpidezza / Venere / al cielo / ancora / brilla nella / sua luce ...“ (Wenn in vollkommener Klarheit Venus am Himmel noch schimmert ...). Ja, silbern schimmern die Oliven. Die Schafe zupfen das neue Grün. Die Wäsche weht vor dem Haus im Wind, und Tauben gurren unter dem Dach. Am Strand die Steine, die Muscheln, der Sand. Im Sonnenschein schwimmt der Strand. Doch Alphons Hämmerles Gemüt ist zu gallig, um einfach die Italien-Idylle zu beschwören. Wir lesen auch in einem Gedicht über Genua: „Der Schmutz / kriecht vom Meer / zu den Häuserschluchten empor.“ Er beschreibt den Sturm: „Mit Peitschenhieben reisst der Wind / die Fluten hoch, dem Strande zu ... / Ein Blitz zuckt auf die See herab. / Jetzt bäumt sich wie ein Hengst das Meer. / Kein Friede und wie Aufruhr dröhnt's / von dieser Urgewalt“ (1999).

Immer wieder die eigene Befindlichkeit, die mit dem Religiösen abgestützt wird. Im Gedicht „Geburtstag“ von 1998 lesen wir: „Ein weiteres Jahr / blättert ab / vom Lebensbaum, / und das Ende naht / zeichenhaft. // Nichts kann ich ihm entgegen setzen / als den heimlichen Glauben, / dass einer auf mich wartet / drüben, / bereit, / in seinem Mantel / mich zu bergen, / in den Mantel / geheimnis-schwer / Unendlichkeit.“ Und „dem Göttlichen eignet / verborgener Glanz. / Es hebt uns / aus dem Abgrund / der Welt.“ „Die Mauern fallen nur im Beten / da blüht das Herz in Wahrheit auf.“ „Altes Volkstum, starker Glaube. / Seele braucht das heilige Bild ...

Freundlicher sind jene Fluren, / wo noch Wegkapellen stehn.“ Der Gegenspieler: „Mit allen Künsten der Verlockung spielend / weckt er im Menschen das verborgne Tier, / damit die Gier und Macht, nach Geld und Lust er fühlend, / den steilen Weg zum Heil er bald verlier’.“ Seine scharfe Kritik an der Welt: „Goldene Zukunft in Schrott verwandelt.“ „Es laufen die Mühlen des Nichts.“ „Fetisch Konsum.“ „Müll im Wald.“ „Feuergarben...“, wo im Land der Versicherungen keiner sie sucht.“ Und in Italien: Kirchen stehen herum wie „unbrauchbare alte Möbelstücke“. Wenigstens die Ordnung im eigenen Kopf herstellen. „Der Mensch, tief inn’rer Ruhe bar, / hat sich als Macher übernommen.“ „Das wahre Leben steht quer zur Welt.“ „Ich rühmte, klagte an, / stand quer zu dieser Zeit.“

Auch Spass an der Narretei? „Ärgerlich, das ist er wohl, / dieser tolle Februarmond. / Doch – hat nicht der Narr auch schon / unerwünscht in dir gewohnt?“ Der Winter: „Einzig zu den Kindern ist der / alte Mann noch immer gut. / Und sie laufen und sie schreien sich / warm an seinem kalten Blut.“ Zukunft hat, schreibt er, wer ein Kind nährt und weise lenkt, Tiere füttert, Gedanken zu Ende denkt, Mut zum Mute hat, wer Macht in Liebe wendet. Näher seinem Wohlbefinden ist der Frühling, in dem das Licht die feine Haut der Blätter in leuchtendes Grüngold verwandelt und in der Stille Vogelstimmen eine Leiter in den Himmel bauen.

Obwohl kunstgeschichtlich interessiert, war der Autor kein Stadtliebhaber. So heisst es für Ferrara: „Fast liegt etwas Glück in der Luft ... / Dennoch ein Loblied zu singen / ist nicht am Platz.“ Vielleicht für Venedig, mit seiner „Musik der Häuser“, dem Weichen, Flutenden, Himmelspiegelnden. „Klagelieder“, das wäre für ihn ein Titel gewesen. Für eine Abtei heisst es: „Verstummt ist, ach, schon lang / der Chor der Beter. / Die Halle füllt nicht mehr das Wort der Väter. / Doch in den Steinen sind sie spürbar noch.“ „Verse / wie Schritte / des Lebens, / kurze, / eilige, / dahin fliegende, / wenn es unter den Füßen brennt.“ Er weiss es: „Den Blättern / vertrau’ ich / manch schmerzliche, tröstliche Lieder.“ Ein Lebens-Gestus, wie in der Art, wie jemand geht und seine Glieder bewegt, so formulieren sich seine Gedichte, stets wandernd, Blatt und Stift wie Bogen und Pfeil, um zu markieren, in all den Gefährdungen, der Glaube wie ein Amulett. Ein archaisches Bild, aber nicht gemäss seinen Strophen und doch inhaltlich berührend. Für den Schreibenden selbstverständlich, dass es sich nach einem Verhaltens-Kodex Jesu besser leben liesse und der Autor weniger zu klagen hätte. Er hat wohl letztlich also recht. Aber Klagelieder? – schlecht hatte er es eigentlich nicht im Leben, ausser, dass er in den jungen Jahren unten durch musste. Aber die Umwelt, in der es viel zu beanstanden gab für einen, der, wie man heute sagen müsste, „grün“ als Farbe trug,

war entsprechend, und es gab auch Mitmenschen, mit denen er es nicht leicht hatte, die nicht den Rasen seiner Poesie betreten, lesend und in seiner Dichtung. Die Darstellung der Poeme wurde ausführlicher als das Folgende, weil sie bei Alphons Hämmerle das Persönliche widerspiegeln, während seine nun folgende Prosa sich mehr auf sachlicher Ebene, aber in seiner Zeit befindet.

Die Prosa: Italianità und das christliche Schrifttum

Für die Prosa sei stilistisch-denkerisch ein grosser Name genannt, den jedoch die wenigsten kennen: Rudolf Borchardt. Er schrieb „Landschafts-historische Monographien“. Zum Beispiel über Pisa. Alphons Hämmerle erhielt den „Premio giornalistico Rusticchello da Pisa“ für seine Italien-Texte. Also für „Dome und Zypressen“, 1983, im Inhaltsverzeichnis ebenso ein Text „Pisa und sein Camposanto“, ein Höhepunkt seines literarischen Schaffens, obwohl als Miniatur gedacht neben dem Werk von Rudolf Borchardt.

Sein Italienbuch, nach meiner Meinung, und man darf dies wohl feststellen: eine grossartige Ausbreitung der Italianità. Zum Beispiel im Kapitel „Cortona“. Dr. Hämmerle berichtete auch von Orta, von Vergils Geburtsort, von Pavia, Chiusi, der Stadt der Etrusker, von den Maremmen, vom Heiligen Benedikt, der Papststadt Servigliano, von Fermo, Amalfi selbstverständlich und von einem Garten bei Ventimiglia mit 6000 Pflanzen mit der Inschrift „Sie haben die Stimme des Herrn gehört, als sie im Garten wandelten.“ Der Heilige Berg Soratte (Apollo und Kloster) sei nicht vergessen. „Natur und Menschenwerk sind eins.“ Die Idylle gehöre zu einem humanen Leben; sie schaffe Raum für Freiheit, Friede und Kontemplation. Sie habe nichts mit Weltflucht und Verantwortungslosigkeit zu tun. Oft bestehe das Gegenteil. Aus der Idylle seien wesentliche Impulse für die Entwicklung Europas hervorgegangen. Die Idylle ein harmonisierender Ausgleich im Lebenskampf, eine Art Insel, ein Kraftort. Dagegen stünden die Spekulationen geldgieriger Menschen und die Naturschändungen. Idyllen belächeln: eine Dummheit!

Und was behandelte und berücksichtigte er in „Europäische Dichtung, Spruch und Widerspruch“? Seine Widmung in meinem Exemplar : „Ehre diesen Männern des Geistes, die den guten Kampf gekämpft haben.“ Die älteren und alten Dichter nicht vernachlässigen; an ihnen messen, was sich als zeitgenössische Literatur aus gibt.

Wertbeständigkeit gegen den Strom der Zeit. Er begann mit Hugo

Ball (Mitbegründer des Dadaismus). Weil er nach dem Ersten Weltkrieg die Schuldfrage stellte, wurde er als Landesverräter betrachtet. „Dada“ protestierte gegen die Dummheit und Eitelkeit des Menschen (H. Arp) und gegen den „immoralischen Nationalismus.“ Später sein „innerlich strahlendes Buch“ (H. Hesse) „Byzantinisches Christentum“. Darauf Werner Bergengruen. In Rom, in der „zeitlichen Ewigkeit“, fühlte er sich als Pilger unter Pilgern daheim. Nach Verankerung streben in der Ungeborgenheit, mit Optimismus trotz allem. Es folgen Francesco Chiesa, Theodor Däubler (über die Sonne, Apollo und Christus), über Albrecht Goes („Wecke, was sein könnte“), Theodor Haecker, Alfons Rosenberg (Symbole als Fenster, dem rein Analytischen vorzuziehen), Antoine de Saint-Exupéry (teilhaben, sich einsetzen, Transponierung von Technik in Poesie).

Dann der für den Autor so wichtige Reinhold Schneider (das Leben ein Auftrag).

Er hatte ihn in seiner Haltung stark beeinflusst. Zum Schluss Friedrich von Spee, Giuseppe Ungaretti und Vergil.

Alfons Hämmerle war kein Dichter im Sinne des Fiktiven. Er hat, meines Wissens, keine einzige Geschichte erfunden, jedoch arbeitet im Sinne des Verdichtens und des Arrangierens und Assoziativen. Er war ein literarischer Archäologe der früheren Vergangenheit Europas. Das Christliche bei ihm mehr in der Mönchstradition als im Bischöflich-Dogmatischen, eine Türe zu Jenseitigem, Göttlichem, wie er es umschrieb, eine angeheftete Lebensmarke, vielleicht mehr ein Gefühl als eine geistige Auseinandersetzung. Warum ist er nicht Mönch geworden? – Wohl, weil er die Freuden des Diesseitigen auch sehr schätzte wie die Etrusker, gemäss ihren Grabmälern, in diesem Sowohl-als-auch, in der Ambivalenz. „Il faut s’engager“, hörte der Verfasser hier während seinen Studien in Paris sagen. „Voilà un engagé“ in seiner Generation.

Das Motto für die
Zeitschrift WORT Nr. 38 im August 2013

Institutionen

Einsendeschluss: 31. Mai 2013



Marianne Rudolf: Die Sprache ist wie eine Skulptur

von Al'Leu

Marianne Rudolf arbeitete viele Jahre für die Tourismus- und Filmbranche, bevor sie zur Kunst und Literatur fand. Neben ihrer Tätigkeit als Lektorin schreibt sie auch Kurzgeschichten.

"Sprachen: 6, Mathe: 0", so könnte man in kürzester Form Marianne Rudolfs Begabungen zusammenfassen und alles wäre gesagt...

Aber richten wir den Fokus doch etwas genauer auf sie: Marianne Rudolf wurde 1940 in Flims, Kanton Graubünden geboren. Ihr

Der Akzent, der Akzent –
schon im Mutterleib lernte
Marianne, dass Deutsche zu
Erdbeeren „Eadbea“, zum
Zucker „da Zugga“ und
zur Butter „da Budda“ sagten...

Vater war ein Einheimischer und somit rätoromanisch sprechend, ihre Mutter kam aus Deutschland. Die Ehe war eine nicht typische, aber auch nicht seltene Verbindung, entstanden aus der Tatsache, dass Flims damals bereits ein renommierter Sommer-

kurort war, der eben solche damals fast noch exotischen Verbindungen möglich machte..

Ihr Vater war einer der ersten Taxichauffeure im Kanton Graubünden, ihre Mutter Köchin bei einer Basler Familie, die ihre Sommerferien jeweils in einem Flimser Chalet verbrachte. So lernten sie sich kennen und heirateten im Jahre 1936.

Marianne Rudolfs Mutter lernte mit der Zeit Schweizerdeutsch, war überzeugt, sie könne es auch sehr gut und war immer beleidigt, wenn man sie fragte, ob sie „a Tüütschi“ sei... Warum nur merkten es die Leute, dass dem so war? Der Akzent, der Akzent – schon im Mutterleib lernte Marianne, dass Deutsche zu Erdbeeren „Eadbea“, zum Zucker „da Zugga“ und zur Butter „da Budda“ sagten...

Somit waren Marianne Rudolf bereits zwei Sprachen in die Wiege



Marianne Rudolf vor dem Gipsrelief, welches sie nach einer Abbildung des "Homo rudolfensis" (ca. 200 Mio Jahre alt, Fundort Rudolfsee in Afrika) gestaltet hat. © Foto Martina Leu

gelegt, denn ihr Vater sprach mit seinem Zwillingsbruder Ernst und allen Flimsern nur Romanisch, während die Mutter und auch ihre aargauische Grossmutter deutscher Zunge waren. Beide Frauen wären nur zu gerne bereit gewesen, Romanisch zu lernen, aber anstatt dass sie darin unterstützt worden wären, ernteten sie nur Spott und Gelächter, wenn sie ein Wort falsch aussprachen. Kein Wunder, dass sie es bald bleiben liessen. Damals fehlte einfach der Wille, Fremde in ihren Bemühungen zur „Integration“ zu fördern...

Obwohl Flims rätoromanisch war, wurde der Schulunterricht bereits von der ersten Klasse an in deutscher Sprache durchgeführt. Ein Verhalten aus der Tatsache, dass seit der Kurortgründung in den 1880er Jahren in der Gemeinde die deutsche Sprache als Hauptsprache eingeführt wurde, um den Fremdenverkehr zu fördern. Den Kindern wurde damals zeitweise sogar verboten, auf dem Schulplatz romanisch zu sprechen. Immerhin gab es ab der zweiten Klasse zwei Stunden Romanisch-Unterricht pro Woche. Das war ein Glücksfall für die Kinder, denn wo in der Schweiz lernte man schon in der zweiten Klasse eine zusätzliche Sprache – für etliche sogar eine Fremdsprache – und dazu noch eine lateinische, die so etwas wie das Basismodul zu vielen anderen Sprachen ist: Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch. Nicht umsonst haben die Rätoromanen den Ruf von Sprachgenies.

Marianne Rudolf war richtig entsetzt, als sie viele Jahre später hörte, dass geplant wurde, Romanisch in den Kindergärten Graubündens abzuschaffen man würde diesen Kindern einen grossen Schatz wegnehmen: Die Wiege, in der andere Sprachen schlummern!

In der ersten Sekundarklasse kam für die Schülerin ausser dem obligatorischen Französisch noch eine weitere Sprache hinzu: Latein. Für ihre Klassenkameradin Monika, die Tochter des Dorfarztes war geplant, dass sie ab der dritten Klasse das Gymnasium in Chur besuchen sollte, und somit war es notwendig, dass sie bereits in Flims Lateinstunden nahm. Damit sie nicht allein war, wurde Marianne ausgewählt, mit ihr die Lateinlektionen beim Pfarrer zu besuchen. Als beschlossen wurde, dass Marianne nicht ins Gymnasium, sondern in die Handelsschule eintreten würde, brach sie den Lateinunterricht ab. Sie hatte aber bereits in der kurzen Zeit sehr viel gelernt und konnte in späteren Jahren feststellen, dass Latein sogar für die englische Sprache wertvoll war. Englisch eine lateinische Sprache? Ja, der Einfluss der normannischen, sprich französischen Sprache auf den englischen Hochadel war beträchtlich. Marianne Rudolf empfiehlt: "Also, ihr Kinder in Graubünden, lernt

Romanisch und ihr besitzt den Schlüssel zu vielen Sprachen der westlichen Welt!"

Lesen gehörte ebenfalls zu Mariannes Leidenschaften. Schon als ganz kleines Mädchen liebte sie es, bei ihrer Grossmutter die Heftchen anzuschauen und später auch zu lesen. Da gab es den „Bündner Kalender“, ein Jahresalmanach mit Jahr- und Viehmarktdaten, Wettervorhersagen, Sternzeichen, Bauernregeln und interessanten Geschichten – die Apps der damaligen Zeit! Auch einen romanischen Kalender gab es, den „Per mintga gi“ („Für jeden Tag“), das Pendant zum Bündner Kalender, den Beobachter mit den lustigen „Schäm di“-Beiträgen und den schönen farbigen Titelblättern, das „Gelbe Heft“, den „Kirchenboten“, „Leben & Glauben“ und die Zeitung „Der freie Rätier“.

Später kamen Bücher hinzu, viele Bücher, die alle mit Heissunger verschlungen wurden! Aber am schönsten war und blieb es, wenn Nana vorlas oder aus ihrem erstaunlichen Gedächtnis ganze Balladen von Ludwig Uhland oder Gedichte von Friedrich von Schiller vortrug.

Ab der ersten Sekundarklasse wurde in Flims Französischunterricht erteilt. In der Handelsschule Chur kam neben Französisch noch Italienisch hinzu. Italienisch war im dreisprachigen Kanton Graubünden obligatorisch. Englisch wurde damals nur in der letzten Klasse als Freifach vermittelt! Marianne ergriff sofort diese Möglichkeit und ergänzte dieses minime Unterrichtsangebot mit einem Kurs in der Klubschule Migros Chur, die damals noch fast unbekannt war.

Gut gerüstet ging sie nach dem Diplomabschluss direkt nach Genf, um ihr Französisch zu vervollkommen. Aber nicht nur Französisch, auch die andern Sprachen konnte sie in ihrer täglichen Arbeit anwenden. Sie arbeitete am Auskunftsschalter des Verkehrsvereins Genf. An diesem Schalter existierte gleichzeitig eine Vermittlungsstelle für freie Zimmer, und täglich kamen viele Interessenten, die ein Zimmer bei Privaten suchten. Ach, die armen Deutschschweizer, die an ihren Schalter gerieten! Marianne merkte natürlich sofort, aus welcher Ecke der Schweiz sie kamen, die einen schon etwas sicherer in der Sprache, die andern hoffnungslos am Stammelnen: "Boschur, Madmaseu, schö schersch ün schabre..." und Marianne dachte, die sind ja hier, um Französisch zu lernen, genau wie sie auch, also sollten sie sich gefälligst in Französisch ausdrücken, sonst lernten sie es nie! Sie liess sie zappeln und war ja hundertprozentig sicher, dass keiner merkte, dass es sich bei ihr ebenfalls um eine „Suisse-toto“ handelte...Ihre Kolleginnen am Schalter zerplatzten manchmal fast vor Mitleid, und wenn es zu bunt wurde,

griff die eine oder andere ein und erlöste den armen Stammler, nicht zuletzt, weil sie selber auch mal gerne Deutsch sprechen wollten!

Nach zwei Jahren Genf kehrte Marianne zurück nach Flims, ebenfalls wieder ins Verkehrsbüro an den Auskunftsschalter. Sprachen, langues, lingue, languages auch hier und das zwei Jahre lang. Dann ging's weiter nach Zürich – wieder in den Verkehrsverein, aber diesmal nicht mehr an den Schalter, sondern in die Hinterräume, in die Propaganda-Abteilung. Hier waren Sprachen wieder gefragt – bei der Herstellung von Prospekten, Programmen, der Organisation von Grossveranstaltungen und Gruppenreisen, aber auch gelegentlichen Stadtrundfahrten.

Und dann die ganz grosse Herausforderung, eigentlich schon ein Abenteuer: Eine amerikanische Filmgesellschaft suchte eine Direktionssekretärin „mit perfekten Englischkenntnissen“. Marianne Rudolf nahm allen Mut zusammen und bewarb sich, obwohl sie ein grosses Manko hatte: Sie war nie im englischen Sprachgebiet gewesen, hatte kein Englandjahr vorzuweisen, kein First Certificate oder Proficiency, nichts dergleichen – und doch, sie bekam den Job! Das Sprichwort „Learning by doing“ bewahrheitete sich für sie in seiner vollen Tragweite! Die ganze Korrespondenz mit dem Mutterhaus in Hollywood, dem Hauptsitz in London und mit den Niederlassungen in den andern Ländern rund um den Globus wickelte sich in Englisch ab. Besuche, oftmals Vorgesetzte aus den Studios, aber auch Filmschaffende kamen und sprachen Englisch, und zwar so, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Nur wenige gaben sich Mühe, klar und deutlich zu sprechen, auch beim Diktat nicht – Herzklopfen und Schweissausbrüche waren oftmals die Folge. Aber nach der anfänglichen Scheu wagte Marianne Rudolf dann immer öfters, einfach nachzufragen, wenn etwas nicht sofort klar war, und sie merkte, dass ihre Umgebung nicht nur aus Menschenfressern bestand.

In den ganzen dreiundzwanzig Jahren hat Marianne nie einen Brief von ihren Arbeitgebern in Amerika oder London erhalten, in dem es hiess „please explain!“

Mit der Zeit wurde Marianne Rudolfs Aufgabenbereich zu dem eines Press- and Public Relations Manager ausgeweitet. Nebst der Korrespondenz bestand ihre Aufgabe darin, Pressevorführungen abzuwickeln und wo nötig die englischen Presseunterlagen auf Deutsch und Französisch zu übersetzen. Weiter, und dies war eine Lieblingsbeschäftigung, war sie verantwortlich für die Kontrolle der deutsch/französischen Untertitel der Filme. Die Uebersetzung

wurde von Spezialisten der Untertitelungsfirma nach Vorgabe der Dialogliste vorgenommen, aber der Verleiher bestand darauf, die letzte Kontrolle der Uebersetzungen zu behalten. Es war eine spannende Arbeit, die viel Präzision und Varietät des Ausdrucks verlangte, denn oft musste zulasten der Originalität der Sprache die Handlung vorangetrieben werden. Untertitel sind und bleiben eine Krücke, aber zum Glück war es in der deutschen Schweiz üblich, alle Filme in der Originalversion zu zeigen. Französisch und italienisch synchronisierte Fassungen kamen im jeweiligen Sprachgebiet zum Einsatz.

Bei zwei Filmen packte Marianne Rudolf die Lust, selbst einmal die Untertitel in Deutsch zu verfassen: „La nuit américaine“ von François Truffaut und „Blazing Saddles“ von Mel Brooks. Das sollte sie aber ganze Nächte kosten, denn „La nuit américaine“ hatte zweitausend Untertitel! Und die Uebersetzung sollte in drei Wochen fertig sein, das hiess also, jeden Tag rund hundert Titel! Und wenn sie einmal einen Tag „schwänzte“, bedeutete dies am nächsten Tag zweihundert Titel! Und das zusätzlich zur gewöhnlichen Arbeitszeit, die ohnehin schon voll ausgelastet war! Fortan überliess Marianne Rudolf die Uebersetzungsarbeit wieder der Titelfirma und beschränkte sich auf die Kontrolle.

Untertitel waren auch sonst ab und zu abenteuerlich, vor allem dann, wenn ein Fehler sich eingeschlichen hatte! So ein Titel leuchtete wie ein Fanal in den Saal, und Marianne war sicher, alle, alle, alle Besucher sahen diesen Lapsus und nur diesen! War ein Fehler einmal in das Zelluloid gestanzt, war nichts mehr zu machen! Er war mit Säure in die Gelatineschicht eingätzt worden und blieb da, wo er war!

Aehnlich schlimm waren Untertitel, die der Handlung auf der Leinwand diametral entgegenliefen. Das konnte vorkommen, wenn der Uebersetzer den Film nicht gesehen hatte und sich ein Fehler in der Untertitelliste eingeschlichen hatte. Ein Beispiel gefällig: Im Untertitel steht „Steigen Sie vom Pferd“ (Get off the horse) – und auf der Leinwand steigt der Cowboy soeben aufs Pferd (Get on the horse)!

Das schlimmste aber, was beim Untertiteln eines Filmes passieren kann, ist allerdings, wenn der Untertitel schon sichtbar ist, bevor das Wort ausgesprochen ist!

So geschehen bei „Who’s afraid of Virginia Woolf?“. Elizabeth Taylor reisst eine Türe auf und schleudert ihrem Mann Richard Burton ein hasserfülltes „Asshole“ entgegen! Das „Arschloch“ stand aber schon eine Sekunde vor dem grossen Moment auf der Leinwand! Verloren und einsam – und als es aus Liz Taylors Mund knallte, war es schon wieder weg! Ein Alptraum!!! Bleibt noch

anzufügen, dass „Who’s afraid of Virginia Woolf?“ der erste Film war, bei dem die Selbstzensur der MPAA (Motion Picture Association of America) es zulies, dass sogenannte Four-letter-words gebraucht werden durften, einfach, weil es sich um ein Theaterstück des US-Dramatikers Edward Albee handelte, dessen Aussagekraft ohne diese Wörter zu sehr verniedlicht worden wäre. Man stelle sich vor, bis 1966 ging kein einziger Film – kein Western, kein Kriegsfilm – über die Leinwand, welcher ein schmutziges Four-letter-word enthielt! Dies holte die Filmindustrie seither mit einer unglaublichen Grosszügigkeit nach!

Ein Blick zurück auf dieses lange Berufsleben lässt auch einige Verwunderung aufkommen: Aus einer kleinen Berggemeinde, die allerdings während drei Sommermonaten in ihren eleganten Hotels die ganze Welt empfing, brach Marianne Rudolf zu einer Reise auf, die sie am Schluss in die grosse Welt des Films führte. Und ob die Anfänge von dem kleinen romanischen Kalender „Per mintga gi“, von den zahlreichen Bergtouren mit ihrem Vater, der ihr vieles auf romanisch erklärte oder vom Pfarrer Cavegn mit seinem Lateinunterricht ausgingen, Tatsache ist, dass sie sich mit Grössen der Leinwand wie Clint Eastwood, Robert Redford, Stanley Kubrick, George Miller in Englisch, Sophia Loren, Marcello Mastroianni, Federico Fellini, Monica Vitti in Italienisch und Jean-Claude Brialy, Jean Carmais und Bertrand Tavernier in Französisch unterhalten konnte – und einmal, bei Ursula Andress, beinahe ins Berndeutsche verfiel!

Auch heute lässt sie die Arbeit am Ausdruck noch nicht los: Sie übernimmt Lektoratsarbeiten für literarische Manuskripte und schreibt selber Texte und Geschichten. Und freut sich, wenn sie im Ausspruch von Karl Kraus Erfolge aufweisen kann: „Der Druckfehler ist wichtig, weil er den Entdecker stolz macht, dass er ihn gefunden hat!“

Die Kindheit von Marianne Rudolf wurde von einer tiefen Verbundenheit mit dem um ein Jahr jüngeren Hotelierssohn Daniel Schmid geprägt:

„Dieses Glück der Freundschaft hatte ich von meiner frühesten Kindheit an, eine ganze Jugendzeit lang, und später, wenn auch in grösseren Abständen, immer wieder einmal an den Orten unserer gemeinsamen Erinnerungen, im Hotel Schweizerhof in Flims, auf der Skipiste, am Caumasee, in Conn und zuletzt in Scheia“...

Wenn Kinder zusammen aufwachsen, dann wachsen sie einfach auf, das Leben ist da und sie können es füllen mit allem, was kind-

liche Phantasie und Erfindungsgeist hervorbringen. So eine Kindheit hatten Marianne und Daniel damals in Flims, sie hatten ein richtiges Spielparadies, unendlich gross und vielseitig, und sie hatten Hotels, die in der „Zwischensaison“ leer waren, riesige Tennisplätze, den Kinderspielplatz des Parkhotels mit seinem Rundlauf. Sie benützten all dies als Schauplätze für ihre eigenen Inszenierungen. Das Fernsehen war noch nicht bis zu ihnen in die Bündner Berge vorgedrungen. Dafür kam die Welt zu ihnen, in Form von Gästen, die im Sommer die vornehmen Hotels bevölkerten und die ihnen vor Augen führten, dass es noch etwas anderes gab als Berge, Bergbauern, Kühe, Geissen, Jagd und Dorfschule. Sie waren Kurortkinder und freuten sich jedes Jahr wieder auf den Sommer, wo all die schönen Menschen aus allen Ecken der Welt in ihre Bergwelt strömten und ihnen den Glamour vorlebten, den sie sich nicht einmal in ihren Träumen ausmalen konnten.

Doch, einer konnte es, Daniel Schmid, der später einer der profiliertesten Filmemacher der Schweiz werden würde, der für Filme wie „Beresina oder Die letzten Tage der Schweiz“, „Zwischensaison“, „Jenatsch“ oder „Das geschriebene Gesicht“ respektvoll „Alpenfellini“ genannt wurde. Er liess Marianne teilhaben an der Fülle seiner Phantasiewelt:

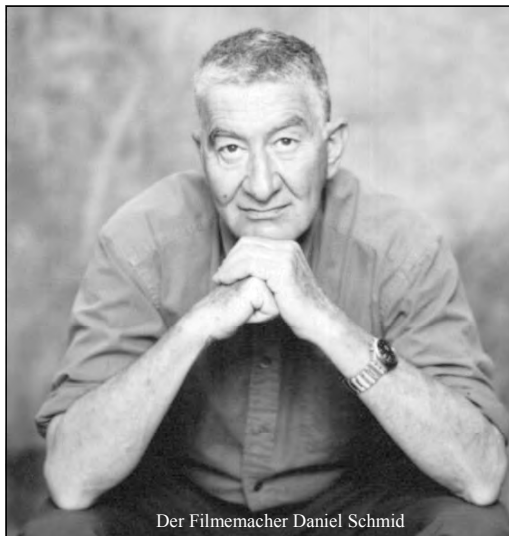
„Es war aber in den Sommermonaten, in denen ich oft auf ihn verzichten musste, denn da waren die Gäste im Schweizerhof, die ihn in Beschlag nahmen und ihn oft auch für Ferien in ihre Welten entführten. Dann kamen Postkarten etwa aus Hamburg, London, Paris, viele Postkarten, denn Daniel war ein liebevoller, fleissiger Schreiber, aber eben, er war weit weg und das ärgerte mich, besonders auch dann, wenn ich ihn mit einer dieser „Prinzessinnen“ aus dem Hotel am Caumasee oder auf dem Tennisplatz antraf. Eine ist mir besonders geblieben, sie war aus Hamburg, hiess Inzi Markusen, war vielleicht elf oder zwölf Jahre alt und trug eine weisse Bluse, Bluejeans und Ballerinas – für mich der Inbegriff des Glammers und der Schönheit. Immerhin hatte ich schon einmal ein Bild von Marilyn Monroe gesehen!

Und das war der Moment, wo die Tatsache, dass Flims ein Sommerkurort war, für mich eher Frust als Freude war. Wie hätte ich auch konkurrieren können? Etwa mit dem breitrandigen Strohhut, den mir meine Grossmutter zu Weihnachten geschenkt hatte, und den ich in meiner ersten Freude als Sonnenhut für den Caumasee in Empfang nahm, bis sie mir liebevoll erklärte, dass er als Schutz vor der brennenden Sommersonne beim Heuen mit meinem Onkel Ernst bestimmt war. Sofort verlor der Hut allen Glanz und war nicht mehr als das struppige Gebilde, das ich bei den Bäuerinnen

auf den Feldern auch gesehen hatte. Und mit so was gegen Inzi Markussen antreten!!! Hoffnungslos.

Ja, der Sommer war immer auch Leidenszeit, aber es blieb trotzdem noch viel Zeit, mit Daniel ganze Tage am Caumasee zu verbringen. Er war ein ausgezeichnete Schwimmer und ein eleganter Springer. Damals hatten wir noch unsere alte Badeanstalt aus Holz, die Sprungbretter waren gegen Westen hin angebracht, just so, dass die Gäste auf der Restaurantterrasse freien Blick auf die Darbietungen vom Sprungbrett hatten. Und sie genossen es, dem Treiben zuzusehen, das wir veranstalteten – und klatschten bei einem besonders elegant gelungenen Sprung. Fehlte nur noch, dass sie uns Münzen ins Wasser warfen, wonach wir dann tauchen sollten... Aber vermutlich unterließen sie es in Anbetracht der Höhe der zu erwartenden Hotelrechnung!

Wenn der Sommer vorbei war und die Schule wieder begonnen hatte, kam meine, unsere schönste Zeit – die Zwischensaison, wo ich Daniel wieder vermehrt für mich hatte!“



Der Filmemacher Daniel Schmid

Die Hotels waren leer, die Säle, Eingangshallen, endlosen Korridore gehörten ihnen, und ein Klavier oder ein Flügel war auch immer in der Nähe. Daniel Schmid konnte wunderbar Klavier spielen, und die Walzer von Johann Strauss, Lieder von Marlene Dietrich und Zarah Leander, aber auch Opernarien von Maria Callas und Renata Tebaldi widerhallten in den grossen Räumen wie in einer Kirche...

Daniel Schmid's künftiges Regietalent und seine Liebe zum Theater offenbarte sich schon früh. Doch konnte damals niemand ahnen, dass aus ihm einmal ein Opernregisseur am Opernhaus Zürich werden würde und er sich auch noch zu einem der profiliertesten Filmemacher der Schweiz entwickeln würde, der viele Jahre später am Internationalen Filmfestival Locarno mit der Verleihung des „Ehrenleoparden“ für sein filmisches Gesamtwerk einen Höhepunkt in seinem Schaffen erfahren durfte.

„Ich glaube, er war damals etwa zwölf, als er mit mir, seinem Bruder Rudolf und meiner Cousine Gina das Stück „Die schöne Galathee“ inszenierte. Aufführungsort sollte das Garagegebäude des Hotels Schweizerhof sein, und wir probten sehr intensiv, denn die Vorstellung sollte vor grossem Publikum, das heisst der ganzen Verwandtschaft und wenn möglich Gästen des Hotels stattfinden“.

Das Stück, das sie spielten war Marianne Rudolfs allererste Begegnung mit dem Thema Skulptur und basierte auf einer Version, die sie den Clowns des Wanderzirkus Inauen, der jeden Sommer in Flims gastierte, abgeschaut hatten. Es ging darum, dass der arme Künstler (Daniel) eine Skulptur, eben die schöne Galathee erschaffen hatte und diese an eine reiche Amerikanerin verkaufen wollte. Deren Besuch stand unmittelbar bevor, und der Künstler wollte sie auf einem Podest stehend möglichst vorteilhaft zur Schau stellen. Die Skulptur wurde dargestellt von Rudolf, der zu diesem Zweck ein Leintuch umgebunden bekam und möglichst statuesk, einen Arm gegen Himmel reichend und einen Apfel in der Hand haltend ruhig dastehen sollte. Marianne spielte die Rolle der Freundin und Assistentin des Künstlers, und ihrer Cousine Gina fiel die Rolle der reichen Amerikanerin zu. Die Proben gestalteten sich schwierig, denn die Darsteller taten nicht so, wie es ihrer Aufgabe entsprach. Rudolf sah nicht ein, warum er den Apfel halten sollte, während man ihn ebenso gut essen konnte, und Gina hatte ihre liebe Mühe mit den exzentrischen Kleidern und Hüten der reichen US-Lady, die ausserdem mit Akzent zu sprechen hatte, was sie immer wieder vergass. So hatte die schöne Galathee selten einen Apfel länger als eine halbe Minute in der erhobenen Hand, und Marianne, die nebst ihrer Rolle als Freundin noch Requisiteurin und somit verantwort-



Einladung bei Sophia Loren und Carlo Ponti
anlässlich einer Warner Bros. Convention in
Rom 1974

lich für den Apfelnachschub war, auch nicht bei jedem Stichwort zur Stelle. Nun, die Aufführung fand trotzdem statt: An einem Sonntagnachmittag, im Beisein von Eltern, Verwandten und Bekannten, die alle ihren Obolus entrichteten. Zur Freude der Nachwuchskünstler schlug dann Mama Carla vor, die Einnahmen ihnen zu überlassen, und sie spendierte den geschafften, aber glücklichen Bühnentalenten einen feinen Imbiss in Form von enormen Eiscrémeportionen, die von Kellnern auf der Hotelterrasse serviert wurden.

„Nun ist Daniel nicht mehr unter uns, er ist am 5. August 2006, genau einen Monat vor unserer Klassenzusammenkunft seinem Krebsleiden erlegen. Es sollte uns nicht vergönnt sein, ihn nochmals in unserer Mitte zu haben, seinen Schalk zu spüren, zuzusehen, wie er inmitten seiner Klassenkameraden zu dem spitzbübischen Wesen zurückfand, welches ihn schon in der Schule so liebenswert machte“.

Nach Beendigung ihres Engagements bei Warner Bros. 1989 gönnte sich Marianne Rudolf ein Jahr Auszeit und reiste um den Globus.

Der Wiedereinstieg ins Berufsleben war danach beinahe unmöglich: In den neunziger Jahre breitete sich plötzlich ein feindliches Umfeld für Leute über fünfzig aus, egal, was für ein berufliches Portfolio sie mitbrachten. Damals galt als ideales Anforderungsprofil für Angestellte: Zwanzig Jahre alt, vierzigjährige Berufspraxis und mindestens die Erfahrung eines Konzernchefs.

Marianne Rudolf musste sich nach diversen „Brotjobs“, schließlich in das anwachsende Heer der Arbeitslosen einreihen und wurde 1998 ausgesteuert. Eine Massnahme, mit der heute noch landesweit die Arbeitslosenzahlen beschönigt werden.

„Es folgte eine Zeit der Depression, die ich im Rückblick aber als Zeit des Aufbruchs und der Chance bezeichnen darf. Im Verlauf der Behandlung in der Klinik wurde Kunsttherapie angeboten, und ich machte davon regen Gebrauch. Unter anderem wurde ein Bildhauerprojekt durchgeführt – und vom ersten Moment an, wo ich Hammer und Meissel in der Hand hielt und mich an einem Stein zu schaffen machte, war es passiert. Ich verfiel der Faszination des Gestaltens aus dem eigenen Innern heraus und sie hat mich seither nicht mehr losgelassen.“

Es war ein Glücksfall, dass ich nach einem Bildhauer-Kurzlehrgang in Italien, auf der Suche nach einer Weiterbildungs-

möglichkeit in diesem Bereich, auf die Migros Klubschule stiess, wo der Zürcher Bildhauer Al'Leu Kursleiter für „Abstrakte Skulptur und figurative Plastik“ war und mir oft auf ungemütliche Art zeigte, was professionelle Bildhauerei wirklich ist...

Nach über zehnjähriger Praxis hat Marianne Rudolf Grossplastiken wie „La nue verte“, ein geheimnisvolles Werk, das einen doppelbödigen Titel trägt, der sowohl „Die grüne Nackte“ als auch „Die grüne Wolke“ bedeuten kann, geschaffen. Sie und die beiden Grossformate „Toru Ngutu“ und „Toru Hou“ waren schon an verschiedenen Kunstaustellungen zu sehen.

1989 weilte Marianne Rudolf drei Wochen bei Verwandten in Australien, wo die Erzählung „Mutprobe“ entstand. In ihr spielt der Hund „Masal“ Schicksal und macht somit seinem Namen alle Ehre.

Später weilte sie sechs Wochen bei den gleichen Verwandten in Neuseeland. Auch für die plastische Arbeit hatte dieses Neuseeländerlebnis Auswirkungen: Auf dem grossen Landgut tummelten sich zahlreiche Viecher, unter anderem auch Hühner. Eines hatte es Marianne Rudolf besonders angetan: Lucy. Es hatte einen imposanten Federkranz und kurze Beine, welche ganz mit Federn eingekleidet waren. Das verlieh ihm einen charmanten Watschelgang. Dieses lebende Vorbild inspirierte Marianne Rudolf zu einer Hühnerplastik. Sie gab ihr in Anlehnung an das Heimatland des Tieres den Namen „Toru Ngutu“, was in der Maorisprache soviel wie „Drei Schnäbel“ bedeutet.

Als das Werk nach langer Arbeit fertig war, musste für das Huhn ein Partner geschaffen werden. Er bekam den Namen „Toru Hou“, was sinngemäss „Drei Federn“ heisst. Es entstand ein liebenswerter Macho, der bereit scheint, im furchterregenden Kriegsgesang der Maori-Kämpfer lautstark mitzukrähen, um seiner Lucy zu imponieren.

Thematisch wurzeln Marianne Rudolfs Plastiken, Skulpturen und Reliefs in der Vorstellungswelt der „Individuellen Mythologie“: Sie erzeugt mittels einfacher symbolischer Zeichen wie Fisch, Huhn oder Ei symbolhafte Denkprozesse mit hohem Interpretationsvolumen.

Auf die besondere Bedeutung der Symbolik und deren Wirkung auf die Psyche verweist auch der Philosoph und Ethnologe Mircea Eliade in seiner Studie „Ewige Bilder und Sinnbilder“:

„Das Symbol enthüllt ganz bestimmte Aspekte der Wirklichkeit – jene, die die grösste Tiefe ausloten, jene, die sich allen andern Hilfsmitteln des Erkennens widersetzen. Die Bilder, die Symbole, die Mythen sind keineswegs „nicht verantwortbare“ Schöpfungen der Psyche: sie entsprechen einer Notwendigkeit und erfüllen eine Funktion: nämlich die geheimsten Formen des Seins blosszulegen...“

Die ideale Verschmelzung von Symbolik, Form sowie Figuration und Komposition sind von Marianne Rudolf mit linearer Strenge und flächiger Rhythmik so angelegt, dass die Werkausage in ihrem Intepretationspotential nicht auszufert.

Marianne Rudolfs Skulpturen, Plastiken und Reliefs wirken als verschlüsselte Zeichen des Existentiellen. Ihre Werke sind genau genommen dreidimensionale Metaphern für Werden und Sein.

Das Schöne der Form verbindet sie immer wieder mit überraschend skurrilen oder bizarren Elementen. Bestehende Morphologien werden von ihr subtil umgeformt oder rätselhaft verfremdet.

Marianne Rudolf liebt das Spiel mit der Universalität, dem Phantastischen, das Kokettieren mit der Magie der geistigen Kreation genauso wie die konsequente handwerkliche Ausarbeitung ihrer Schöpfungen.

Diese Charaktereigenschaften ermöglichen eine bewundernswerte Umsetzung der feinfühligten Poesie ihrer Ideen in die Klarheit der kraftfordernden Härte des Materials.

In Marianne Rudolfs plastischer Welt herrschen archaische Zeichen, die ihre Inhalte wie Chiffren hüten und gerade dadurch die interpretatorischen Kräfte bei der Betrachterin oder beim Betrachter herausfordern.

Durch ihr ganzes Werk geistert die Frage nach dem Werden unserer Existenz: Nach dem Entstehen des Lebens aus dem Nichts. Aus diesem Grund darf man die Bildhauerei von Marianne Rudolf mit gutem Gewissen als „urphilosophisch“ bezeichnen...

Marianne Rudolf, einst in den „steinreichsten“ Kanton der Schweiz geboren, fand im „letzten Drittel“ ihres Lebens durch die Bildhauerei zu den Steinen, aber auch in den Aussagen ihrer dreidimensionalen Werke zu den kulturellen Quellen ihrer Kindheit zurück: Am eindrücklichsten hat sie der Flimsenstein ihre ganze Jugend

hindurch begleitet, beschützt, manchmal geängstigt mit seiner Klotzigkeit, dem Wiederhall, der durch ihn hindurch ging, wenn das Militär in der Umgebung Schiessübungen machte, oder wenn der Schuss eines Jägers nahe am Stein aufpeitschte. Sie stellte sich dann den Koloss als innen hohl vor, und mittendrin ein zweiter Caumasee. Ja, der Caumasee, auch da waren viele Steine, Schiefersteine, die flach über das Wasser geworfen aufzanzten; die von der Sonne aufgeheizten Ufersteinplatten, an die es sich herrlich anschmiegen liess nach einem kühlen Bad im kristallklaren Caumaseewasser, das immer ganz speziell roch. Noch Stunden nach dem Bade war die Haut getränkt von diesem frischen Wassergeruch - ein Naturparfum, prickelnd hervorgebracht vom jahrtausendealten Bergsturzwirrwarr der Gesteinsblöcke, gemixt mit dem Aroma der darauf gewachsenen Moose und Tannen.

Aber auch den Sinn für das Mythologische wurde durch reales Erleben schon früh geweckt und wirkte über Jahrzehnte unbewusst nach, bis es im künstlerischen Schaffen von Marianne Rudolf zu neuen Ausdrucksformen fand:

In vielen Kirchen und Kapellen des Bündner Oberlandes gab es „Beinhäuser“, wo die Gebeine der wieder Ausgegrabenen aufbewahrt wurden. Als Beispiel dafür, was man damit auch anfangen konnte, ist die Kirche von Vrin zuhinterst im Lugnez zu erwähnen: Ihre Ornamentik, die von weitem recht prächtig aussieht, entlarvt sich beim Näherkommen als eine kunstvolle Aufschichtung von Totenschädeln. – Auch die Leute von Vrin wollten eine geschmückte Kirche zu Ehren des Allmächtigen errichten, und in Ermangelung des nötigen Geldes griff man dann zum wertvollsten, das ein gewesener Mensch zu bieten hatte: Seinen Kopf oder eben seinen Schädel!

„Ich will nichts Neues erfinden – ich will die Dinge nur anders sehen und zusammensetzen, um ihrem tieferen Sinn auf die Spur zu kommen...“ definiert Marianne Rudolf ihr aktuelles künstlerisches Schaffen.

<i>Galerie Franken- gasse</i>	Ursula Rentsch
	4. bis 25. Mai 2013
	Erica Gubler Frankengasse 6 im Oberdorf 8001 Zürich frankengasse@bluewin.ch

Das aktuelle Interview mit Erika Brändli

von Kathrina Redmann

Erika Brändli wurde 1917 geboren, und ist in Zürich-Wiedikon aufgewachsen. Sie lebt in Zürich-Wollishofen.

KR: Frau Brändli, Sie sind mir schon oft aufgefallen an den jährlichen Generalversammlungen des Zürcher Schriftsteller und Schriftstellerinnen Verbandes. Sie sind nicht Schriftstellerin, sondern Passivmitglied. Umso mehr interessiert mich, was Sie bewegt, als Passivmitglied aktiv zu werden und den Versammlungen beizuwohnen.

EB: Mein Interesse für alles Geschriebene hat schon in der Kindheit angefangen. Ich hatte Mühe mit der deutschen Sprache, und mein Vater forderte mich auf, viel zu lesen (jede Woche ein Buch aus der Bibliothek!), das werde auch mein Schreiben verbessern. Aber es bedeutete ja noch viel mehr, denn die Bücher eröffneten mir neue Welten und erweiterten den Horizont.

KR: Inwiefern war denn Ihr Vater der Literatur verbunden?

EB: Mein Vater arbeitete in einer Buchhandlung. Ich war so eigentlich von klein auf mit der Welt der Bücher vertraut, Bücher gehörten in unser Familienleben, in unseren Alltag, und der Umgang mit Literatur war ganz natürlich. Obwohl aus Deutschland eingewandert, engagierte er sich für die Förderung der schweizerischen Literatur der Gegenwart. Er nahm mich auch manchmal mit zu einer Vorstellung ins Schauspielhaus.

Während meiner Schulzeit an der Töchterschule in Zürich war Alfred Flückiger dort Lehrer. Als Gründungsmitglied machte er mich aufmerksam auf den Zürcher Schriftstellerverein.

Es gab dort schöne Lesungen mit Schriftstellern wie Ursula von Wiese, Karl Kuprecht, Otto Steiger, usw. Auch Kaspar Freuler und Fridolin Tschudi waren dabei. In jener Zeit wurden im Tagesanzeiger noch Fortsetzungsromane publiziert, z. B. von Otto Steiger, Ursula von Wiese, und so einem breiteren Publikum nahegebracht. Es war auch in dieser Zeit, dass Irma Lotte Masson, die in Wollishofen wohnhafte Schriftstellerin,



Erika Brändli
©Foto Martina Leu

ein beachtliches Buch schrieb über Jeans, die damals erst im Aufkommen waren. Sie arbeitete auch mit Ursula von Wiese zusammen. Ein gemeinsamer Roman der beiden Frauen wurde in Folgen publiziert im Tagesanzeiger.

KR: In welchem Alter sind Sie denn mit diesen interessanten Persönlichkeiten in Kontakt gekommen?

EB: Das war vor den 50er Jahren. Ich wurde nicht nur Mitglied im Zürcher Schriftstellerverein (so hieß der ZSV bis in die Achtzigerjahre), sondern auch im ELKA Klub für Literatur und Kunst.

KR: Wie verlief Ihre Ausbildung?

EB: Ich besuchte vier Jahre die Handelsschule und machte anschliessend die Matur. Ich studierte Nationalökonomie. Volkswirtschaftliche Fragen interessieren mich auch heute noch sehr. 1946 wurde ich als Lehrerin an die Töchterschule gewählt für Maschinenschreiben und Stenographie. Ich spezialisierte mich auf Stenographie in den Fremdsprachen Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch.

KR: Sie haben für damalige Zeiten spät geheiratet.

EB: Meine Heirat war 1949, ich war 32 Jahre alt. 1950 und 1951 wurden meine Töchter geboren.

KR: Haben Sie nach der Geburt Ihrer Töchter den Beruf weiter ausgeübt?

EB: Nein, schon nach der Heirat musste ich die öffentliche Tätigkeit aufgeben. Es war damals so, dass eine Frau nur arbeiten durfte mit der Erlaubnis ihres Gatten. Mein Mann wollte, dass ich zu Hause bleibe. Es war einfach üblich so, aber es war eine schöne Zeit mit den Kindern.

KR: Wann haben Sie denn wieder weiter unterrichtet, und wo?

EB: Als die Kinder klein waren, erteilte ich Privatstunden bei mir zu Hause. Später machte ich Vertretungen als Hilfslehrerin für Stenographie, wo ich gerade gebraucht wurde, u.a. an der Töchterschule, im KV und an der Kantonsschule.

KR: Waren Sie selber auch im Ausland?

EB: Ja, als die Kinder grösser wurden, reiste ich während der fünfwöchigen Sommerferien in alle Welt, so nach Nord- und Südamerika, Mexiko, Neuseeland und Australien. Auch Afrika bereiste ich.

KB: Zurück zum ZSV, der damals noch Zürcher Schriftstellerverein hiess.

EB: Ich war Mitglied und Rechnungsrevisorin, zusammen mit Lili Ronchetti. Obwohl ich nicht im Vorstand war, nahm ich zeitweise teil an dessen Sitzungen. Das Honorar betrug Fr. 5.-, als Beitrag für die Konsumation beim anschliessenden Zusammensein. Das Vereinslokal war damals das Lavaterhaus, im nahegelegenen Restaurant Strohhof sassen wir anschliessend noch zusammen. Dort lernte ich auch den Präsidenten des ELKA Klubs kennen.

KB: Was fasziniert Sie an der Literatur?

EB: Man kann aus ihr viel lernen für das Leben. Die Literatur macht den Menschen irgendwie reifer durch ihre Themen. Das beginnt schon bei den Kinderbüchern, die einen nachhaltig beeindrucken. Bei mir waren das unter anderem die Turnachtkinder von Ida Bindschedler, Heidi von Johanna Spyri und der Strubbelpeter. Es wurde vor allem Wert gelegt auf die positiven Kräfte, welche einen guten Einfluss auf die Kinder ausüben.

Gedichte interessieren mich, u.a. von Fridolin Tschudi und Bert Brecht. Auch manche Zitate geben mir viel und begleiten mich wie Leitmotive durchs Leben.

Bei der heutigen Literatur vermisse ich oft den Inhalt, den ethischen Gehalt, der einem etwas geben kann. Manchmal erscheint es mir, als ob nur Wörter aneinander gereiht würden, Schreiben um des Schreibens willen.

KB: Gibt es Bücher, die einen entscheidenden Einfluss auf Ihr Leben hatten?

EB: Ja, besonders Faust 1. Teil, und Nathan der Weise.

KB: Wie fühlen Sie sich im Kreise von Schriftstellern?

EB: Ganz natürlich, wie mit anderen Leuten. Es gibt nette Kontakte, und natürlich spürt man, dass auch beim Gegenüber ein geistiges Interesse vorhanden ist.

KR: Lesen Sie viel? Und was?

EB: Früher las ich natürlich mehr, aber es kann schon sein, dass mich ein Buch so fesselt, dass ich bis morgens um drei Uhr lesen muss. Regelmässig lese ich Fachzeitschriften über Stenographie und Zeitungen. Es ist wichtig, den Anschluss an die Veränderungen in der Welt nicht zu verlieren. Ich bin nicht einseitig, mich interessieren verschiedene Themen: Umweltfragen, aber vor allem Probleme des Lebens und der Beziehungen. Hier im Altersheim bin ich natürlich auch mit vielen Altersfragen konfrontiert.

KB: Was gibt Ihnen die Mitgliedschaft beim ZSV?

EB: Mir gefällt der menschliche Bezug; die persönlichen Begegnungen und der anregende Austausch mit Gleichgesinnten sind bereichernd. Mich interessiert, was die verschiedenen Autorinnen und Autoren schreiben. Und da ich schon seit Urzeiten dabei bin, verfolge ich, wie es heute geht und sich weiterentwickelt. Einige Mitglieder kenne ich ja schon von damals, auch solche, die wie ich noch Mitglieder sind vom ELKA Klub für Literatur und Kunst. Ich finde toll, was der Präsident Al'Leu arrangiert und dass seine Frau mithilft.

KB: Wenn Sie selber schreiben könnten, worüber würden Sie schreiben?

EB: Etwas über Umweltfragen, denn diesbezüglich sind wir ja in grosser Sorge. Auch menschliche Beziehungen und was sie erleichtern könnte, wäre ein Thema.

KR: Ein möglicher Buchtitel?

EB: Betrachtungen.

KR: Frau Brändli, wir haben einen interessanten Streifzug gemacht von der Vergangenheit bis in die Gegenwart. Ich wünsche Ihnen weiterhin Ihre lebendige geistige Frische! Sagen Sie uns doch bitte noch ein Zitat, das Ihnen viel bedeutet.

EB: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, und jeder geht zufrieden aus dem Haus. (Goethe: Faust).

Zum Gedenken an Willi Weiss

von August Guido Holstein

Er hatte geschrieben, war in den Lüften geflogen, und nun ruht sein Körper in der Erde. Der Verstorbene (29.1.2013) ist in Baden /AG aufgewachsen, Jahrgang 1930, und hatte, – wie damals üblich – die Mittelschule in Zürich besucht, worauf er dann zur ETH hinüber wechselte. Er schlug die Pilotenlaufbahn ein. Also die Militär-Flugschule zuerst, später die Vorbereitungen und die Anstellung als Pilot bei der Swissair. Sein Leben: 35 Jahre Einsatz als Linienspilot und Fluglehrer bei der Swissair.



Nach der Pensionierung 1988 Fluglehrer und Instruktor der Schw. Luftverkehrsschule und der späteren Swissair-Flugschule.

Wer so über die Länder gleitet, stellt sich Fragen. Daher beschäftigte er sich mit Philosophie, Psychologie und Astrologie. Daraus entwickelte sich der Wunsch zu schreiben. 1998 erschien sein erstes Buch in der ‚edition fischer‘, Frankfurt „Beim Anblick duftender Töne“, ein Roman. Andere Prosatitel tragen die Titel „Zwischenräume“, „Als Fliegen (auch) noch Handwerk war“, „Landschaften der Seele“, die Betrachtung „Ein unbeliebtes Weltbild“. Das Schriftstellerische: eine Alternative zum Technischen? Eine andere Seite der eigenen Person kennen lernen? Darum ging es wohl, am Schluss mit einer Mischung von philosophischen, märchenhaften und esoterischen Inhalten in spannungsgeladenen Szenen.

Er wohnte in Neerach und wurde am 11. Februar in Niederglatt zur „ewigen Ruhe“ getragen. Dabei der Satz: „Unsere Herzen sind bei Dir, auf Deiner letzten Reise“.

In memoriam Radka Donnell Vogt

von August Guido Holstein

„das menschenangesicht der worte finden“

Unser Mitglied, Radka Donnell, seit 1992, ist am 13. Februar 2013 im Alter von 84 Jahren verstorben, zuletzt lebte sie im Alters- und Pflegeheim Römerhof, Zürich. Sie war 1928 in Sofia geboren, emigrierte 1951 in die USA und verbrachte viele Jahre auch in Zürich. Sie lebte und schrieb in verschiedenen Sprachen, hauptsächlich in Englisch und Deutsch, wies demnach einen anderen Blickwinkel auf als die meisten von uns.



Ihre künstlerische Tätigkeit wies sie in Lyrik, Prosa und im Textilen aus.

Ihre Titel: „leidenschaftspassage“, deutsch-bulgarisch, Zeichnungen von Hanny Fries, 1993, ebenso zweisprachig „am walensee“, 1994. Das „frühlingsbuch“, 1994, „ins nächste jahr“, 1995, „die Goldbergvariationen“, 1997, „nichtausgeträumt“, 2004.

Ein Roman „Die letzte Heloise“, 2000, „Monets Nympheas – Liebesnähe“, 2005. Auf Englisch „Quilts As Women’s Art“, auch über Adolf Wölfli sowie Le Corbusier. In Anthologien aus der Schweiz, aus Deutschland und Österreich, z.B. „Küsse und eilige Rosen“, die fremdsprachige Schweizer Literatur, ein Lesebuch, Limmat Verlag 2000.

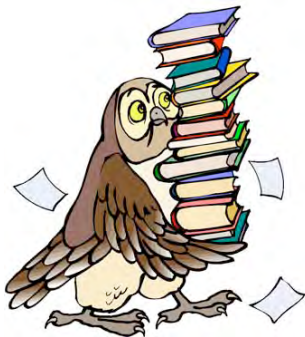
Radka Donnell (Künstlername) verbrachte die Kriegsjahre in Deutschland, Abitur in Augsburg und 1954 „bachelor of art“ an der Stanford Universität in Kalifornien. Heirat, zwei Töchter. Ab-

schluss in Kunstgeschichte und Malen, „Master of Fine Arts“ an der Universität von Colorado 1963. 1981 Diplom Kunst-Therapeutin. In Zürich auch Textilkünstlerin. Lyrik seit 1985, Beispiele in der NZZ. Übersetzungen für Kataloge. Unterstützt von der Pro Helvetia, halbes Werkjahr der Stadt Zürich 1999.

Im Gedicht „am walensee“ schrieb sie: „... nehmen täglich / der welt das leid ab“, „... ungeheuerlicher doch / die menschen hier nehmen's / in den mund über alle ängste“ ... „so hoch die berge hinauf- / ragen reichen sie / hier hinab unter dem kalten / wasser geht's noch tiefer / reicht der stein bis zum / feuerkern der erde“ ... „all die unfälle ...“, „mit dem boot am hellen tag in / die tiefe gesunken...“. Ihre Lyrik-Musik tönte z.B. in der Weise: „versunken im eignen / farblosen dunkel be- / staunte ich durch's flüs- / sige glas der augen das / frühlingsrauschen in blust / gebläu gewölk über die / grüingefüllten halden“, in „Ophelia“. In „herbst nocturne“: „aus gekippten / himmelskommoden / strömen die licht- / reste des sommers / herab / in den violetten / schatten glitzern / nackte wünsche / verzweiflungsgesten“. In „der Fallenbach“: „schlägt das eisige / wasser zu weissen / funken gegen / die lauernen felsen denen / entlang ihr / weiterwandert / weiterredend / weiterstretend / weiterschweigend“.

Eine grosse Lyrikerin mit ihrer sprachmächtigen Wort-Handschrift.

Herzlich willkommen



Henriette Meyer-Patzelt
Lorenz Frey
Doris Safra
Renaud Joye
Tobias Zimmermann
Ruth Buchmann

Der ZSV Vorstand

Augenweide – Buchliebe

von August Guido Holstein

Beim Gedichtsband „augenweide“ von Henriette Meyer-Patzelt mit den Fotografien von Martin Linsi geht es zuerst einmal ums Schauen: Man hat ein gestalterisches Werk in Händen, Buchkunst, in Qualität und Arrangement positiv an frühere Zeiten erinnernd (Gestaltung René Habermacher, Lithographie Susanne Bobzien, beide Zürich, Druck und Bindung Arbeitszentrum am See, Wädenswil). Der Titel des Bandes spricht es aus: eine „Augenweide“. Und im ganzen eine gewisse Zurückhaltung. Die Gedichte verbergen sich bei den Fotos, welche auf durchsichtigen bedruckten Folien darüber liegen. Vielleicht auch eine Zurückhaltung durch den Verzicht auf Grossbuchstaben, doch die Titel rot. Das Buch gibt sich als ein Album aus – und ist doch ein Lyrikband.

Landschaftliches, Menschliches.

Der Gesamteindruck:

Eine grosse Liebe zum Buch.

Die Auswahl der Schwarz-weiss-Fotos wirkt in Richtung einer Stille und Konzentration, um die Zeilen gut aufnehmen zu können. Landschaftliches, Menschliches. Der Gesamteindruck: eine grosse Liebe zum Buch.

Aber dann führt der Weg zu den Gedichten auf der „augenweide“ mit den Fotos. Wird wohl das Wort von ihnen ausgehen und dann wieder zurückkehren als Wort-Malerei?

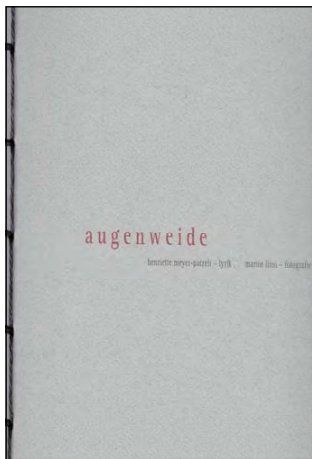
Zuerst die frauliche Hinwendung zum Kleinkind mit dem Gedicht „aus samt und seide“, dazu ein Foto mit Patschhändchen. Und wir tragen das „wasserzeichen“ unserer Zeit. Darauf der Bezug zur Schreibenden „kreuz und quer“, die Gedanken-Splitter mit Lebenslust. Ein geliebtes Du wird angesprochen in mehreren, verteilten Zeilen. Zum Bild einer bestickten Decke die „sorgfält“: „die sorge gefaltet / sorgfältig / gefällig / in ein weisses Tuch aus leinen“.

Meist, vor allem am Anfang des Buches, ist ihre Lyrik kurz, mit einem Einfall, einer Aussage schlicht und schön formuliert. Vielleicht will die Autorin mehr das Herz als den Kopf erreichen. „ich streichle / deine Worte“, sie auslegen, bis sie mich ganz zudecken und wärmen. Man kann doch immer wieder Neuem in der Liebeslyrik begegnen. Hut - in deiner Hut – Obhut ... Auch das Titel-

gedicht gehört zu dieser Art im Buch: „augenweide“ – „ich weide / mich / in deinem auge“.

Und immer, wenn über den Herzens- und Lebenskreis formuliert wird, lösen sich einander Annäherung und Entfernung ab wie das Werden und Vergehen. Das Foto: die Spatzen im Schnee: „du fliegst / mir gerade davon“. Ihr Titel „flugzeit“ weist ebenfalls auf die Vergänglichkeit, die sich per Worte stets in den Lyrikreihen einnistet. Aber die Haltung ist immer positiv, dem Leben und den Mitmenschen gegenüber. Erkennbar auch ein leiser Anklang an Beschwörungen – mit der Erinnerung an die Merseburger Zaubersprüche, zum ersten Schrifttum gehörend von unserer Sprache: „fünfmal gedacht / fünfmal gelacht“. Ja, „ganz / da / sein“ ... „in die klarheit des wassers / in den duft einer rose / in die wogen einer berührung“. „menschenrecht“: ein Spiel mit der Wortzusammensetzung, ebenso mit „herbst-zeitlose“.

Die Wortachtsamkeit gehört stets zu guten Gedichten. Die Autorin stammt ursprünglich aus Lübeck, arbeitet in Thalwil und Richterswil und ist Theologin und Lyrikerin. Der Fotograf ist aus Einsiedeln.



Henriette Meyer-Patzelt

Lyrik

Martin Linsi

Fotografie

augenweide

Taschenbuch

CHF 40.--

ISBN: 978-3-033-03592.8



Dramatisches in der unbekanntenen Seelenwelt

von August Guido Holstein

Was die meisten als Spinnerei und Fantasterei abtun, könnte sich in einigen Fällen als eine Realität erweisen; wir wissen es heute nicht, aber vieles ist noch möglich. So der Roman mit dem „Seelentausch“ von Roswitha H. Wegmann, als Fantasyroman bezeichnet. Es gibt einige Menschen, die reden davon – bei Unfällen, Operationen, etc. – sie hätten ihre Körper unter sich auf dem Schragen liegen gesehen und seien quasi darüber geschwebt, mit ihrem feinstofflichen Anteil, wie sie wohl dann sagen. Dazu nun der spielerische Gedanke, dass gleichzeitig zwei so schweben, als wär's im Zirkus, aber infolge einer grossen elektrischen Blitzentladung, d.h. eines Gewitters, panikartig in den falschen Körper hinuntertauchen.

Die andere Realität ist voll
von Wesen, die darauf lauern,
seelenlose Körper zu ergattern.

Man könnte sich auch vorstellen, dass ein Teil der Seele eines Menschen bei einer andern hängen bleibt. Was wissen wir schon über solche Dinge? –

Spannungsfeld Neugierde – Vernunft. Aber im ersten Kapitel gibt es Gesellschaftliches auf einem Inselfest mit den entsprechenden Personen- und Milieubeschreibungen: Pferde, Swimmingpool, Film und Mode und die „unverschämt hübschen Töchter“. Zum Beispiel: „Die dunkelhaarige Wanda mit dem treuherzig blauäugigen Blick war schon ein selbstsicheres, sehr liebenswertes Fräulein und manchmal gar ein kleines Ungeheuer.“ Als Vorbereitung am Fest eine kleine Zaubernummer: Verdoppelung einer Person und in der Luft schweben. Grenzüberschreitungen. Kurs bei einem Guru mit dem Namen Kari Ben Nonsens, welchen Namen die Lesenden wohl nicht ernst nehmen. „Soviel er wisse, benötigte man zum Meditieren unglaublich viel Zeit und es bestehe die Gefahr, sich selbst zu verlieren, wenn man zu weit gehe“, sagt einer. Frisch, fröhlich, frei wird erzählt und Fantasiearbeit abgeliefert, und dies für die beinahe undenkbare Situation – nicht für die Autorin –, dass bei zwei Freundinnen ein Seelentausch stattfindet, nicht gewollt, selbstverständlich, die eine im Körper der andern steckt. Was es alles auf Erden gibt! – dazu noch die Möglichkeiten unserer Fantasie. Und

warum geht es dann darum, Schwierigkeiten zu bereiten und diese vor den Lesenden auszubreiten, die dann irgendwann gemeistert werden sollen? Seelentausch – und die Kinder? und erst die Partner? – die Eltern? – die Eifersucht? – Dieses Irreale. Der Normalbürger sagt: Glücklicherweise unmöglich, und die romantische Literaturepoche ist vorbei – aber nicht der Fantasyroman.

„Ihr hattet Glück im Unglück. Die andere Realität ist voll von Wesen, die darauf lauern, seelenlose Körper zu ergattern.“ Aber diese Verhaltensänderungen bei den zwei Partnerinnen: Nicht mehr rauchen, dafür hypernervös. Plötzlich selber kochen wollen. Anzumerken ist, dass das Roman-Personal teils im Filmgeschäft tätig ist, wo ja schauspielernd andere Personen und Charaktere sowie Sprechweisen übernommen werden müssen. Das Spiel einer Schauspielerin beim Eintauchen in andere auf die Spitze getrieben, ja, sie überschritten in das für uns Unwirkliche. Ähnlich beim Schriftstellern, einzelne Fäden aus dem eigenen Leben zupfend und sie bei der Darstellung von anderen Leben verwenden oder verschiedene Personen in der Fiktion anders zusammensetzen.

Die Aufklärungsarbeit beim Partner hier nützt nichts; es wird ja alles nicht geglaubt. Die Kinder reagieren spassig: „Mami sieht wie eine reife Tomate aus.“

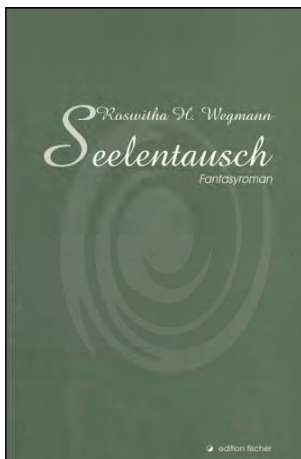
Die eine Frau trägt praktische Kleider, die andere solche aus der Boutique mit dem alltäglichen „make-up“. „Die vertauschte Rolle entpuppte sich als harte Nuss.“

Der eine Mann: „Das ist der reinste Psychoterror! Wenn ich euch nicht sehen würde, würde ich euch glatt verwechseln.“ Der Guru, der sie in diese esoterischen Sphären eingeweiht hatte, konnte nichts ausrichten und meinte, die Normalisierung des Zustandes sei wohl gar nicht erwünscht. Es war auch eine Chance, das Leben eines anderen Menschen wirklich zu leben, nicht mehr zu spielen wie im Film. Aber die beiden wollten doch wieder „nach Hause“ – beide?

Jedoch nach Seite fünfzig die Änderung des Fokus in der Story, sie schwenkt über in eine Kriminalgeschichte. Zur „besseren Gesellschaft“ wird arbeitsscheues Diebesgesindel gemischt. Die eine der Frauen wird von Einbrechern überfallen, geschlagen und ihr Kind wird für Lösegeld entführt. Ein Trick im Roman besteht aber darin, dass die hellsehende Ritva, normalerweise Bildhauerin – und vielleicht die Autorin selber mit all ihren Vorstellungen – stets beinahe alles mitkriegt, meist auf unsanfte Weise, und in der Erpressungsgeschichte zu Hilfe eilt. Eine Befreiungsaktion für das Kind mit Hilfe seiner Turnschuhe und den Hunden. Knisternd bei der

Lektüre und mit den Fragezeichen für das Kommende. Darauf ein neuer Einwurf in die Geschichte: Die eine der beiden Frauen schwanger. Die Erpresser nicht gefasst. Eine Polizeistory. Diese stets im Hintertreffen. Und eben: „Während eine in ihre eigene Haut zurück wollte, sträubte sich die andere kategorisch.“ Diskussionen mit den Gatten. Das Unglaubliche, Verrückte. Wie diese Story wohl weitergehen wird? Für Spannung und Fragezeichen ist ja gesorgt. Der Erpresserversuch misslang, weil Ritva das Kind aus der Waldhütte befreien konnte. Würden die Kriminellen weitere Aktionen starten und wie, die Erpressung erneut versuchen? – Der Seelentausch, wird er rückgängig gemacht werden können? Fragen, welche eine Lektüre beantworten soll.

Den Leser erwartet vieles, zum Beispiel die genaue Beschreibung, nebst vielen Krimi-Szenen, wie die Pferde reagieren, eine besondere Einfühlung. Das Buch hat ja 242 Seiten. Es entwickelt sich gegen den Schluss zu einer Art Dachboden-Geschichte, die später in eine Hotel-Geschichte übergeht. Es intensiviert sich das Geschehen, ebenso mit den esoterischen Seelensprüngen. Die fiktive Möglichkeit wird ausgekostet, wie eine Zitrone ausgepresst bis zum letzten Tropfen. Dazu völlig unerwartet eine Millionenbeute von einem Bankraub. Die weite, komplexe, erfindungsreiche Dachbodengeschichte mit den Erpressern ist handlungsstark, hat gleichzeitig etwas von einem Bubenwachraum mit der erstaunlichen Realisation dieser Szenerie. Dazu die Beharrlichkeit und Vertracktheit in den weiten Vorstellungen erweiterter menschlich-seelischer Möglichkeiten. Vor Jahrzehnten gab es einmal einen sog. Magier, Daskalos aus Zypern, der nach



Roswitha H. Wegmann
Seelentausch
Fantasyroman
242 Seiten,
CHF 25.60 Euro 14.80
ISBN 3-8301-0507-X
edition fischer im R.G.
Fischer Verlag, Frankfurt/Main

der Erinnerung des Rezensenten auch im Raume Zürich stark besuchte Vorträge hielt und mit einer Reihe Taschenbücher für Aufsehen sorgte. Er beschrieb damals die Möglichkeiten – ob der Autorin bekannt oder nicht – welche die Lektüre anfeuern. Es ist ein Abenteuer, das Buch „Seelentausch“ von Roswitha H. Wegmann zu lesen. Einmal etwas ganz anderes in der Unterhaltungssparte mit dem Diebes-Gesindel, etc. und mit esoterischen Vorstellungen, ernstgemeint bei diesem Daskalos.

Wenn die Lüge Alltag wird

von Rolf Dörner

„Stell dir vor, plötzlich wird alles in Frage gestellt: Das eigene Heim, die Ausbildung für die Kinder, die Hilfe im Haushalt...“ Allein die Vorstellung war für Frau Bütikofer schrecklich. Nach einer Weile meinte sie: „Da bin ich schon froh, dass es bei euch noch gut läuft.“ Sie sprach mit Paul, ihrem Mann, Client Relationship Manager der Zürcher Bank Zumthor, über die Entlassungswelle bei einem anderen Geldinstitut. Was die Frau nicht wusste: Die Bank ihres Mannes hatte, „um den Anlegern positive Signale auszusenden“, ebenfalls Mitarbeiter entlassen – auch Paul, ihren Mann. Ihn hatte die „Neuorientierung“ seiner Bank – Entlassung war ein Wort, das man bei Funktionen seiner Kaderstufe selten verwendete – sehr gekränkt. Seit über 15 Jahren hatte er seinen Kunden überzeugend erklärt, der Wirtschaftszyklus bestehe aus einer Wellenbewegung, mal gehe es abwärts, dann aber auch wieder aufwärts. Plötzlich war er selber betroffen. Eine Sorge plagte ihn ganz besonders: Wie sollte er vorgehen, dass seine Frau nichts von seiner Entlassung erfährt?

Zunächst holte Paul Bütikofer wie jeden Morgen seinen Bentley aus der Garage und fuhr „zur Arbeit“. Wie früher trug er jeden Tag einen anderen Anzug. Immerhin hatte ihm seine Bank als Entschädigung zwei Jahre Lohn und eine Abfindung in der Höhe von noch einmal einem Jahreslohn zugestanden. „Geniess die neu gewonnene Zeit!“, sagte er sich. Aber wie verbringt man seine Tage, ohne seiner Frau zu verraten, dass man keine Arbeit mehr hat?

Er genoss sein neues Leben, ging wandern, unternahm Schiffsaus-

flüge und besuchte Museen. Eines Abends sagte er zu seiner Frau, eine Privatbank wolle ihn unbedingt als Mitarbeiter „abwerben“. Geldsegen durch den „Stellenwechsel“! Frau Bütikofer nutzte die Gunst der Stunde und setzte durch, dass die ganze Familie in Afrika 5 Wochen Luxusferien verbrachte.

Bütikofer setzte noch einen drauf und gründete eine eigene Firma in Zug, die DRiVE, eine Kombination aus Dream und Invest und bezog moderne Büros mit Sekretärin. Als sich ein Liquiditätsengpass abzeichnete, legte er sich ins Zeug, setzte gezielt vielversprechende Prospekte ein und eröffnete mehrere E-Mail-Adressen. DRiVE brauchte dringend Erträge und Kunden! Da seine neue Firma ein Startup war, konnte man nicht erwarten, dass schon Reserven vorhanden waren.

Spannend, mit Augenzwinkern, beschreibt Lorenz Frey, wie der „Banker“ mit „Investitionen für höchste Ansprüche“ und gegoogelten „Referenzkunden“ profitable Geschäfte macht. Der Kundenstamm wuchs. Seiner Frau, seiner Sekretärin und einigen Kunden gegenüber tischte der Erfolgsbanker laufend neue Ausreden und Erklärungen auf. Die ausserordentlich hohe Rendite des DRiVE-Performance-Fonds sprach sich auch in der Fachwelt herum. – Bütikofer hatte vorgängig eigens Kontakte mit gezielt ausgewählten Journalisten aufgenommen. Die Medien berichteten über Bütikofers Erfolgsstory. Ein Höhepunkt: Die Bank Zumthor wollte ihren so erfolgreichen früheren Mitarbeiter wieder zurückholen. – Aber Frau Bütikofer traute ihrem Mann und seinen dubiosen Geschäften schon länger nicht mehr. Was tat ihr Mann denn wirklich? Was war wahr und was nicht? Das sinkende Schiff



Lorenz Frey
**Wahrheit
beginnt mit einer Lüge**
Roman

143 Seiten, gebunden, CHF 28.--

ISBN: 978-35667-124-2

Edition LEU Zürich

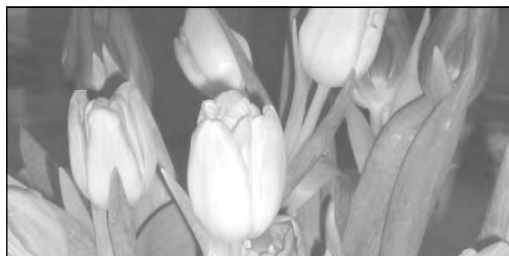
www.edition-leu.ch

verlassen? Sich absichern? Eigene Wege gehen?

Forderungen nach Rückzahlungen häuften sich. Bütikofers Geschäft begann zu harzen, fast so schnell, wie es zum Erfolg geworden war. Sollte er den Firmensitz ins Ausland verlegen? „Die Welt will betrogen sein“, sagte er sich, „man darf sich einfach nicht erwischen lassen“. Eine Schreckensvision: Er müsste (mit dem Bentley) zum Sozialamt fahren und einen „Überbrückungskredit“ aufnehmen!

Lorenz Frey, Mitglied der Geschäftsleitung einer Beratungsfirma, dürften einige der beschriebenen Szenarien nicht fremd sein. „Wahrheit beginnt mit einer Lüge“ ist eine erfrischende filmreife Komödie um Ansehen, Rollenverhalten und Statussymbole, die den Leser hundertdreiundvierzig Seiten lang mitzieht und fesselt.

© Foto Brigitte Müller



Der Vorstand gratuliert

- | | |
|-----------------------|---|
| 85. Geburtstag | 27. Januar 2013
Reinhard Genner |
| 80. Geburtstag | 7. Februar 2013
Rolf Zumbühl |
| 65. Geburtstag | 17. April 2013
Barbara U. Schuhmann |
| 50. Geburtstag | 14. April 2013
René Oberholzer |

Spuren eines guten Lebens

von Kurt Humbel

Mit zunehmendem Alter wächst meine Vorliebe für Autobiografien. Nicht besonders für die selbstbeweihräuchernden Memoiren unfähiger Politiker oder für Millionen scheffelnde Wirtschaftsführer. Nein, denn Lebensrückblicke „gewöhnlicher“ Menschen bewegen sich in vergleichbaren Sphären.

Als Altersgenosse des 1939 in Deutschland geborenen Rolf Dörner, Autor von "In der Spur der Zeit", drängt sich ein Vergleich geradezu auf: Mein Vater leistete über tausend Aktivdiensttage, aber er geriet nie in Gefahr wie Dörners Vater, der die Invasion des Juni 1944 zwar überlebte, aber erst aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, als sein Sohn bereits neunjährig war. Welche Gnade der Geburt in Zürich und nicht einige Dutzend Kilometer weiter nördlich!

"Ein Gegengewicht
zu einer gängigen Literatur,
die Scheinwerfer auf Abartiges,
Zerrüttung und Verfall richtet."

Mit neunzehn kam Rolf Dörner in die Schweiz und führte ab 1958 zwar nicht ein eigentliches Tagebuch, sondern der Maschinenzeichner/

Konstrukteur und spätere Technikredaktor hielt seine Eindrücke alle zwei bis drei Wochen fest. Das vorweggenommene Fazit: die über vierzig Jahre währende Geschichte einer Bilderbuchfamilie bis zu „einem jähen Sturz, der Tragödie meines Lebens“, der Fall „in die tiefste aller Nächte“, als seine aus Österreich stammende Frau nach plötzlicher Erkrankung aus dem Leben schied. Er wurde hochgradig depressiv, befreite sich mit ärztlicher Hilfe daraus und las in der Praxis eine Weisheit des zeitlosen Satirikers Mark Twain: „Beginne jeden Tag Deines Lebens, als ob er der letzte wäre.“

Rolf Dörners autobiografische Dokumentation kommt auf dreihundertachtzig Seiten ohne jeden Zwischentitel aus, was zunächst befremden mag. Aber genau so verläuft ja das Leben: nicht in einteilbaren Kategorien. Immer wieder bricht Unvorhergesehenes in den Alltag ein. Dörner hat noch lange Glück; gesundheitlich (mit gelegentlich nervösen Störungen, Tumorentfernung) und beruflich

läuft es gut. Seine deutsche Herkunft erweist sich so kurz nach dem Hitler-Krieg nicht als Handicap, von vereinzelt Hassausbrüchen Aussenstehender abgesehen. Er integriert sich mit seiner Familie bestens in die zürcherische und aargauische Umgebung. Unschweizerisch bleibt er mit der jährlichen Offenlegung seiner Lohnbezüge. Und diese verlaufen in stetiger Aufwärtsbewegung von fünfhundert Franken Monatslohn im Jahr 1958 bis zum Zwanzigfachen im letzten Erwerbsjahr. Gehobener Mittelstand mit eigenem Reihen-, dann Einfamilienhaus, schliesslich Attikawohnung mit tollem Alpenblick, passende Autos.

Das ausländische Ehepaar sorgt sich selbstverständlich um die Anzeichen von Fremdenfeindlichkeit in der Politik, ohne aber persönlich davon betroffen zu sein. Nur ein Gesetz von 1965, das die Einreise von Ausländern ohne Aufenthaltsbewilligung bzw. ohne Zusage einer Arbeitsstelle verbietet, bringt wegen eines gleichzeitigen Stellenwechsels einige Unruhe. Die befreiende Einbürgerung frisst mit zwölftausend Franken fast die ganzen Ersparnisse der Familie auf.

Nicht zu kurz kommt Rolf Dorners Schilderung seiner Berichte, Reportagen, Kurzgeschichten und Interviews in Regionalzeitungen. Das schriftstellerische Talent, ergänzt durch unermüdliche Abendschul-Weiterbildung, münzt er um als Technikredaktor im Siemens-Albiswerk in Zürich und als Redaktor der neugegründeten Hauszeitung. Der Verfasser von Lyrik und Gedichten findet Aufnahme im Zürcher Schriftsteller Verband, die der bekannte „Arbeiterschriftsteller“ Karl Kloter befürwortet hatte. Hier lernt er Arnold Kübler, Fritz Senft, Ernst Kappeler, Ursula von Wiese, den Verleger und Bildhauer Al'Leu und viele andere kennen. Auf der Bücherseite der „Limmattaler Zeitung“ veröffentlicht er bis zu deren Einstellung gegen fünfhundert Rezensionen, viele weitere in Nachfolgeblättern. Besser als die literarischen Werke verkauft sich der 1989 erschienene Ratgeber „Besser schreiben für die Presse“.

Stolz ist Rolf Dorner auf seine Wahl in den Vorstand des Industrie- und Handelsvereins Dietikon, den sonst Firmenbesitzer und Direktoren zieren. Gern schreibt er technische Artikel für den „Schweizer Maschinenmarkt“. Hier übernimmt er später die Rubrik „Bildung“. Seiner Mitarbeit verdankt er die Aufnahme ins Berufsregister der Schweizer Fachjournalisten. Neu verfasst er Firmenporträts zu Jubiläen.

Und dann der eingangs geschilderte Schicksalsschlag am 31. März 2003, der nach über vierzig glücklichen Ehe- und Familienjahren den Schreibfluss für zweidreiviertel Jahre zum Versiegen bringt.

Im Jahr darauf die unerwünschte Pensionierung: „Ich fürchtete, wieder in ein moralisches Tief zu fallen ohne geregelte ganztägige Arbeit.“ Die Familie mit beruflich erfolgreichen Sohn und Tochter, deren Ehepartnern und Kindern bildet einen starken Halt, auch seine Mutter, die zur Erheiterung der Ihren mit zweiundneunzig sagen konnte: „Wenn ich einmal alt bin, dann...“ Im schmalen Band „Der Weg zum ersten Schritt“ verarbeitet Dörner die schwere Zeit nach dem Verlust. Wie um das Mass voll zu machen, erkrankt die Tochter schwer, aber sie findet Heilung nach langer Behandlung. Und Rolf Dörner kann sich endlich wieder verlieben. Eine schöne Beziehung im Herbst des Lebens könnte all jene zum Nachdenken bewegen, die mit über siebzig nur noch an Altersgebrechen und Todesfurcht denken.

Heute nimmt Rolf Dörner jeden Montagmorgen an einem vor neun Jahren begonnenen Englischkurs teil, montags abends an den Turnlektionen der Männerriege. Donnerstags steht Nordic Walking auf dem Programm.

Die ausführlichen Berichte über Reisen, Wanderungen und Familienfeste (eine Ideenfundgrube zu eigenem Tun!) erwecken den Eindruck einer Familie, die über vier Generationen zusammenhält und immense Kräfte mobilisiert – Gegengewicht zu einer gängigen Literatur, die den Scheinwerfer auf Abartiges, Zerrüttung und Verfall richtet.



Rolf Dörner
In der Spur der Zeit
 Notizen und Anmerkungen
 von 1958 bis 2012
 383 Seiten, gebunden,
 CHF 32.- Euro 28.-
 Edition LEU, Zürich
www.edition-leu.ch

Galerie der Sonderlinge von Al'Leu

Der französische Komponist Erik Satie, der sich an den mythischen Ritualen der "Rosenkreuzer" orientierte, aber gleichzeitig seinen Tagesablauf absurd-akribisch bis auf die Minute festlegte, ist ein klassisches Beispiel für einen künstlerischen Exzentriker, der genau von 10.23 Uhr bis 11.47 Uhr inspiriert war. Er lehnte oft auch Kompositionsaufträge ab, weil das angebotene Honorar zu hoch sei.

Da die für die künstlerische Betätigung erforderliche Kreativität und Imagination ein Abweichen von Normen voraussetzt, befinden sich Künstler von Natur aus im Dunstkreis der Exzentrik, deren Eigenart es ist, den anerkannten Wert- und Verhaltenskodex nicht einzuhalten. Es ist daher kein Wunder, dass sich Kreative auch im täglichen Leben nicht immer normenkonform verhalten.

Der Volksmund sagt, dass sonderbare Menschen einen "Splen" hätten. Der Begriff stammt vom griechischen Wort "splen", der die Milz bezeichnet.

Die Andersartigkeit von Exzentrikern wurde von der frühen europäischen Medizin in ihrer Lehre von den Körpersäften auf eine Fehlfunktion der Milz zurückgeführt.

John Stuart Mill, der Begründer der klassischen Nationalökonomie und einflussreichster liberaler Denker des 19. Jahrhunderts, betont in seinem Werk „Über die Freiheit“ ausdrücklich die Bedeutung von Exzentrikern für die Fortentwicklung der Gesellschaft.

Joanna Lisiak präsentiert in ihrem neuen Prosaband "Sonderlinge" eine wunderbare Galerie von exzentrischen Existenzen, die in einer faszinierenden und variantenreichen Selbstrealisationsskala zwischen Wahnsinn und Tiefsinn agieren.

Da ist beispielsweise der Wäscher Alfred Zinken, der nicht nur dem Waschpulver verfallen ist, sondern auch so etwas wie ein Philatelist und Nihilist ist, der den Schmerz als eine Form von Besitz versteht.

Zwar kann Traumtänzer Theobald Löffeln keine wirklichen Kunststücke vorführen, ist dafür aber überzeugter Philanthrop.

Die begnadete Heidelotte Fügen ist eine Formalistin, die ihre Mitmenschen als Interaktion oder mythische Verkörperungen sieht.

Der Konfuzianer Ossip Tölpen versteht sich als "ein wilder Eber", der nur Bücher kauft, die ein Vor- oder Nachwort enthalten.

Die pikirierte Vulgärphilosophin Petula Krabsen mag ganz beson-

ders die Vorstellung, Tennisarme zu haben, obschon sie noch nie im Leben Tennis gespielt hat.

Burgunde Streifen verrät nicht, wo sich an ihrem Körper eine Prothese befindet, fühlt sich aber wohl in ihrer Rolle als tickende Zeitbombe, die gerne Komplimente, egal ob geheuchelt oder nicht verteilt.

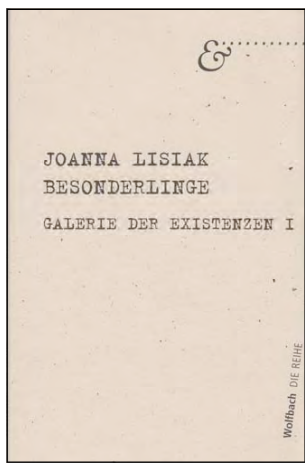
Die Tierfrau Odilia Braten ist eine SimulantIn, die aus Prinzip Interviews immer von hinten nach vorne liest und das Quiet-schen von zahlenschreibenden Filzstiften liebt.

Joanna Lisiak führt die Lesenden mit ihren Porträts in eine Welt, in der die den Protagonisten zugeordneten Sprichwörter und Zitate von Francesco Petrarca, Walter Charleton, Oswald Spengler, William Shakespeare, Theodor Fontane oder Oscar Wilde ganz ungewohnte Bedeutungsebenen erobern.

Die tadellos gezeichneten Karikaturen in diesem Band wirken leider deplatziert, weil sie die seltsam skurrilen Bilder, welche die Lesenden selber aus den Texten schaffen, verfälschen oder erst gar nicht aufkommen lassen.

Da Lesen gemäss Jean Paul Sartre "gelenktes Schaffen" ist, sollte die individuelle Fähigkeit zur literarischen Vorstellungskraft nicht durch vorgegebene Bilder verstellt werden.

Joanna Lisiaks breitangelegte Galerie der Existenzen schafft viel Freude und Vergnügen, vorausgesetzt, man bleibt auf dem Pfad ihres sprachlichen Könnens...



Joanna Lisiak
Besonderlinge
Galerie der Existenzen I
96 Seiten, CHF 26.-- Euro 19.--
ISBN 978-3-905910-31-5
Wolfbach Verlag, Zürich
www.wolfbach-verlag.ch

Widerspruch im Kopf

von Gion Jörg

Seit jener Lesung hat sich dieser Satz in meinem Gedächtnis festgekallt. Er hallt durch die Hirnwindungen, wird hin und her und wieder zurück geworfen. Er kann nicht verklingen. Wie eine sündige Seele, die durch ein Schloss spukt, ohne erlöst zu werden, spukt er durch den Kopf, gequält von einem inneren Widerspruch, der nicht aufzulösen ist.

Das Leben ist voller Widersprüche und man lernt damit umzugehen oder sie mindestens auszublen- den, zu ignorieren. Gerne nennt man diese Taktik Lebensweisheit. Aber es gibt solche, die lassen sich nicht verdrängen. Sie plagen einen wie eine nicht auskurierte Erkältung.



© Foto Brigitte Müller

„Meine Dichtung erhebt nicht den Anspruch, verstanden zu werden“, liess die junge Autorin das Publikum wissen, noch bevor sie ebendiese Dichtung vortrug. Als Teil dieses Publikums wollte ich mindestens diese Aussage verstehen. Wollte mir die Autorin mitteilen, dass ich möglicherweise nicht in der Lage war, das Kommen- de zu verstehen, weil dieses zu kompliziert ist oder weil meine Bildung oder meine intellektuellen Fähigkeiten zu rudimentär sind? Wohl nicht, sonst hätte sie uns etwas in der Art „Meine Dichtung ist sehr schwierig zu verstehen“ gesagt. Die Autorin hat aber zu verstehen gegeben, dass sie gar nicht den Anspruch hat, verstanden zu werden. Das heisst, sie hat sich nicht um das Ver- ständnis bemüht und wird es weiterhin nicht tun. Es spielt für sie keine Rolle, ob ihre Dichtung verstanden wird oder nicht. Sie dichtet nicht für das Publikum.

Aber wieso trägt sie uns diese Dichtung vor? Weil wir alle zufällig gerade hier anwesend sind? Nein, ganz und gar nicht, das Publikum wurde mit vierfarbigem Flyer eingeladen, per luxuriöser Briefpost, nicht mit elektronischen Nachrichten. Ein Eintrittsgeld wird auch verlangt und das Vorlesen der Autorin ist kein Akt der Nächstenliebe, sondern kostenpflichtig. Immerhin, Autorenhonorar kann erklären, wieso das Gedichtete vorgetragen wird. Aber ich finde keine Erklärung, warum der Zuhörer an eine Lesung gehe soll, wenn er gar nichts verstehen soll. Wenn es der Autorin egal ist, ob ich sie verstehe, wieso soll ich ihr zuhören und dafür mein Taschengeld einsetzen? Um wieder mal so richtig verwirrt zu sein? Damit ich wieder mal den Kopf schütteln kann? Wieso soll ich jemandem zuhören, dem es egal ist, ob ich ihn/sie verstehe?

Natürlich reicht es vollkommen, wenn die Dichterin ihre Dichtung versteht. Es ist sicher legitim, nur für sich zu schreiben. Aber wieso sucht sie dann ein Publikum, für das sie gar nicht geschrieben hat? Wieso kommuniziert sie mit anderen, wenn es ihr egal ist, ob sie von diesen anderen verstanden wird? Ja, es ist ihr egal, sonst hätte sie ja mindestens den Anspruch an sich, sich so auszudrücken, dass sie verstanden wird. Diesen Anspruch hat sie explizit verneint. Als unbedarfter Wanderer durch die Welt der Literatur bin ich es gewohnt, dass ich nicht alles einordnen kann, was mir darin begegnet. Normalerweise stecke ich das locker weg, aber dieser Widerspruch wurde zum geistigen Tinnitus. Das unheilbare Pfeifen nervt.

P.S. Die in diesem Artikel erwähnte Person ist eine freie Erfindung des Autors. Ähnlichkeiten mit existierenden Personen sind rein zufällig.

	<h1>Kinesiologie</h1>	
<p>Katharina B. Gattiker-Bertschinger Kinesiologin NYS, Ausbilderin "Kinesiologie in Alltag, Schule & Beruf" und "Einfach Schlank!" Krankenkassenanerkannt</p> <p>Praxis Zollikon: Bretschler 28, 8702 Zollikon Telefon 044 331 42 00 Mobile 079 744 83 11</p> <p>email: kgattiker@energela.ch www.energela.ch</p>	<p>Durch den Muskeltest zum Lernerfolg</p> <ul style="list-style-type: none">- Lern- & Potenzialförderung, Prüfungsvorbereitungen- Emofree (Abbau von Ängsten & unerwünschten Emotionen)- Leistungssteigerung, Konzentration, Stressabbau- Gewichts- und Essprobleme- positive Ziele setzen & einhalten- Übungsmöglichkeit & Supervision für Kinesiologen in Ausbildung <p>In 4-6 Sitzungen können – Eigenarbeit vorausgesetzt – sehr schöne Fortschritte erzielt werden.</p>	

EINE DRUCKEREI! VIELE DIENSTLEISTUNGEN!

WIR GESTALTEN ALLES. WAS MAN DRUCKEN KANN. UND
DRUCKEN ALLES. WAS SIE GESTALTET HABEN.

ZUMINDEST BEI JÄGGI & ROFFLER.
ALLER ANFANG IST LEICHT.

MAILINGS, VERPACKUNGEN,
BÜCHER

Jäggi & Roffler AG
Giesshübelstrasse 106
8045 Zürich

DRUCK IN DIGITAL & ANALOG

tel +41 (0) 44 271 19 23
www.jrdruck.ch
info@jrdruc..



TATORT ZÜRICH:

Res Perrot Wie der weisse Tod

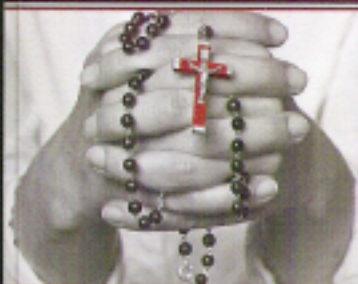
Wachtmeister Grossenbacher
arbeitet wieder

Res Perrot
Wie der weisse Tod
Kriminalroman, 304 Seiten
CHF 32.–/Euro 26.60
ISBN 978-3-85667-120-4

Eine Reihe von Familiendramen erschüttert die Schweiz. Als Mitglied der Interkantonalen Arbeitsgruppe «JULIA» wird Wachtmeister Paul Grossenbacher von der Kriminalpolizei des Kantons Zürich zur Unterstützung ins Bündnerische Prättigau gerufen, wo er augenblicklich vom Sog der sich überstürzenden Ereignisse erfasst wird. Falsche Versprechen, Geld und Gier sind Auslöser einer mörderischen Kettenreaktion ...

Res Perrot
Wie der weisse Tod

Ein aktueller Fall für
Wachtmeister Grossenbacher



LEU



LEU

Edition LEU
Kunst und Literatur
Badenerstrasse 133
Postfach 1726
CH-8048 Zürich

T +41 79 639 22 15
F +41 44 810 31 91
info@edition-leu.ch
www.edition-leu.ch